Beiträge zur Volkskunde.

1) Volksbelustigungen und Volksbräuche.

1. Die folgende Beschreibung eines Schwerttanzes,*) wie er vordem in Atteln, einem Dorfe des Kreises Büren, aufgeführt wurde, verdanke ich dem Kanzleirat Finke in Warburg, einem dreiundachtzigjährigen Greise, der dort geboren wurde und seine Jugendzeit verlebte. Ich veranlaßte denselben, seine hierauf bezüglichen Erinnerungen aufzuschreiben, und habe an dem Wortlaute dieser Aufzeichnung nichts geändert. Eine spätere Mitteilung desselben lautet: „Das letzte Spiel, welches ich gesehen habe, war im Jahre 1828; ob es später noch aufgeführt ist, weiß ich nicht, glaube es aber nicht, da ich später nichts weiter darüber gehört habe."

Was ich von dem in Atteln aufgeführten Schwerttanze in der Erinnerung habe, ist folgendes:

Es nahmen nur Mannspersonen in unbeschränkter Zahl teil. Dieselben trugen gepudertes Haar ohne Kopfbedeckung, ein buntseidenes Halstuch, weißes feines Hemd mit vielen seidenen Tüchern, Bändern u. s. w. behangen, die Ärmel in Puffen ebenfalls mit seidenen Bändern u. s. w. bespickt, kurze weiße Hosen mit Schnallen und bunten Riemen, weiße Strümpfe und Schuhe mit Schnallen, in der Hand den entblößten Degen führend; eine Scheide führten sie nicht. So versammelten sich die jungen Leute Fastnachtsmontag schon um 1/28 in unserem Hause auf dem Saale, wo sie gemustert und in Reih und Glied gestellt wurden. Nachdem sie vorher Eierbier anstatt Kaffee zu sich genommen, ging der Zug, gewöhnlich 40 bis 50 Mann, die Musik voran, im Gänsemarsch in's Dorf hinein, wo meist beim Vorsteher der erste Schwerttanz stattfand. Vorab fand auf der Diele, je nachdem sie klein oder groß war, ein mit Musik begleitetes Tanzen (einzeln) in verschiedenen Touren, wie bei der Polonaise, statt. Auf das Kommando, welches der erste Tänzer führte, „Rangieren" und „Gewehr über", ordneten sich die Tänzer, stets zur Musik tanzend, enger hintereinander. Auf das Kommando „Gewehr über" legte jeder Tänzer seinen Degen mehr auf die rechte Schulter geneigt, während auf das Wort „Faßt an" jeder Träger das Schwert seines Vordermannes an der Spitze mit der linken Hand faßte, so daß der erste Tänzer mit dem letzten durch das Schwert in Verbindung war. So bewegte sich der stets im Takt der Musik bleibende Zug im Bogen, bis der erste Tänzer seinen Degen (ich meine, sich mit dem Körper umdrehend) gerade aushielt, jedoch wieder so, daß das Gesicht in die Mitte des sich bildenden Kreises blickte, und so der Folgende, bis zum letzten Mann. Sodann — die Schwerter wurden da natürlich von dem Hintermann losgelassen, sobald sie die gerade Richtung erhalten — bildete sich, wie ein Korbgeflecht geflochten, durch die von den Tänzern am Griffe.

*) Bereits erschienen in der Zeitschrift für Volkskunde 1891. Der Herausgeber derselben macht hierzu die Bemerkung: „Der Unterzeichnete erlaubt sich die Hoffnung auszusprechen, daß diese Mitteilungen über den Schwerttanz vom Gymnasialdirektor Dr. B. Hüser zu Brilon Nachfolge finden werden, welche deshalb um so erwünschter erscheinen, als bereits in verschiedenen Berichten dadurch eine gewisse Verwirrung eingetreten ist, daß man nicht, wie nötig war, von vorn herein schied zwischen 1. Schwerttanz, 2. Tänze mit Schwertern, 3. Führung des Schwertes bei symbolischen Handlungen, 4. Gaukeleien mit dem Schwert.

Die vorliegende außerordentlich klare Beschreibung eines Schwerttanzes wird hoffentlich dazu beitragen, zu erweisen, von wie hohem Werte jede sichere Mitteilung in dieser Beziehung für die Volkskunde ist."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

festgehaltenen Schwerter ein festes, rundes, starkes Flechtwerk, welches je nach der Zahl der beteiligten Tänzer einen größeren oder kleineren Kreis bildete. Auf dieses Flechtwerk sprang der wie die Tänzer gekleidete Redner und hielt von da herab eine längere oder auch kürzere humoristische Rede, je nach dem Range des Hausbesitzers. Dann löste sich das durch die Schwerter gebildete Flechtwerk umgekehrt wieder auf, indem der letzte der Truppe zuerst seinen Degen von dem Flechtwerk abzog, und so der Reihe nach die übrigen, so daß der erste Tänzer zu allerletzt seinen Degen wieder los hatte. Dann ging es tanzend wie im Anfange, ohne Anfassen der Schwerter, zum nächsten Hause, wo dann das Schauspiel sich wiederholte. Wie sich das wirklich künstliche Flechtwerk bildete, weiß ich nicht."

2. Während der Fastnachtstage fanden in Atteln auch noch andere Volksbelustigungen statt. Eine lebende Gans wurde mit den Füßen an der Ecke eines passend gelegenen Hauses aufgehängt; es galt nun, derselben im Galopp vorbeisprengend den Kopf mit einem Säbel so abzuschlagen, daß er niederfiel. Statt ihrer war auch ein Hahn, der an den Füßen festgebunden in den Strohmist hineingesetzt wurde und nur mit dem Kopf hervorsah, der Gegenstand, an dem die Kunstfertigkeit der Reiter sich erprobte. Ein Hahnenreiten unter Vermeidung von Tierquälerei besteht noch in dem gleichfalls zum Kreise Büren gehörigen Dorfe Mehrhof. Am Fastnachtsdienstage erscheinen hier die Bauernburschen auf ungesattelten Ackerpferden, vereinigen sich zu kleineren Abteilungen und bilden schließlich einen Haufen. Man holt den geschlachteten Hahnen, dem der Hals bis zur Hälfte eingeschnitten ist. Quer über die Straße ist von Giebel zu Giebel eine Leine gespannt, in deren Mitte der Hahn an den Füßen aufgehängt wird. An dieser Stelle senkt sich die Leine bis zur Höhe des emporgestreckten Armes eines Reiters. Die Reiter nehmen in einiger Entfernung von der Leine hintereinander Aufstellung, und einer nach dem andern versucht, während er in sausendem Galopp unter derselben hersliegt, mit emporschnellendem Arme den baumelnden Hahnenkopf abzureißen. Wenn es gelingt, geht ein mächtiges Hurrah durch die Reiterschaar und die versammelte Menge. Der Sieger ist König und erhält eine berittene Ehrenwache. *)

3. Das Reiterfest zu Werl soll seinen Ursprung in dem Innungsfeste der Bauleute (Ackerbürger) haben (Mehler, Geschichte der Stadt Werl S. 413); jetzt beteiligen sich wohl nur noch die Knechte daran. Alljährlich am Nachmittage des zweiten Sonntags nach Ostern versammeln sich die Festgenossen auf dem Markte, und zwar „Gemeine" in blauen Kitteln, „Offiziere" in Tuchrock mit Schärpe und Degen, die Pferde geschmückt mit Blumen und roten Bändern. Unter Musikbegleitung holt man zuerst die Fahne ab, auf der das Wappen des Herzogtums Westfalen, das springende Roß, prangt, kehrt zum Markt zurück und zieht dann zum Festplatze bei der Vogelstange. Hier ist ein Ehrenbogen errichtet, vor dem die Reiterschar Aufstellung nimmt. Hinter demselben ist ein Pfahl in die Erde getrieben mit derselben Einrichtung, wie man sie bei den Karussels findet. Ein hohler Arm nämlich, der nach Art eines Wegweisers, nur länger, von demselben ausgeht, enthält hintereinander gereiht eine Anzahl eiserner Ringe, deren erster unten heraussieht und an dessen Stelle sofort der nächste tritt, wenn jener weggenommen wird. In schneller Gangart reiten nun die Preisbewerber nach einander unter dem Bogen her an dem Pfahle vorbei und suchen einen Ring zu erhaschen. Nur diejenigen, die bei einer bestimmten Anzahl von Ritten wenigstens drei Ringe

*) Weitläufiger waren die Anstalten, die das Gänseköpfen erforderte, das nach einer brieflichen Mitteilung in einem Dorfe des Jülicher Kreises bei der Spätkirmes einst üblich war. Hier wurde ein großes Karrenrad auf dem Dorfplatze mit der Achse in die Erde eingelassen und darauf eine lange Leiter befestigt so zwar, daß Rad und Leiter sich in horizontaler Ebene drehten. Eine geschlachtete fette Gans wurde in einem Korbe festgebunden, dieser umgekehrt an einer Stange befestigt, die möglichst nahe an dem Kreise stand, den das äußerste Ende der Leiter beschrieb; Kopf und Hals hingen aus dem Korbe heraus. Ein Bursche nahm nun mit verbundenen Augen, einen scharfen Säbel in der Hand, den Sitz an einem Ende der Leiter ein, und nun wurde das Rad in schnelle Bewegung gesetzt. Die Zuschauer ergötzten sich an den Anstrengungen, die jener machte, der Gans den Kopf abzuschlagen. War er schwindlig geworden, so nahm ein anderer seinen Platz ein. Der Glückliche, dem der Hieb gelang, wurde von den Jungfrauen des Dorfes bekränzt und im Triumph durch die Straßen geführt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gewonnen haben, werden zum engeren Bewerbe zugelassen. Als Sieger geht aus dem Wettstreite der hervor, der die meisten Ringe hat, und erhält als Preis ein seidenes Taschentuch. Im übrigen nimmt das Fest den Verlauf eines Schützenfestes.

4. Das Kränzchenreiten,*) ein echt ländliches Fest, fand in Westernkotten am Fastnachtsdienstage statt. Söhne und Knechte der Ackerwirte versammelten sich, ungefähr vierzig an der Zahl, vor dem Hause, in dem die Fastnachtstänzerei gehalten wurde, zu Pferde in bunten Kostümen, aber ohne Masken. Von hier gings in geordnetem Zuge zum Platze an der Vogelstange; voran wurde ein Kranz getragen, der aus einem starken mit Grün und — soweit solche zu haben waren — Blumen umwickelten Bügel bestand. Der Kranz wurde an einem Pfahle, der tief in die Erde getrieben war, so ziemlich am unteren Ende desselben befestigt. Die Reiter, in weitem Kreise aufgestellt, ritten auf Kommando nach einander im Trabe an dem Pfahle vorbei und versuchten mit der rechten Hand den Kranz emporzuheben. Dies wurde noch bedeutend dadurch erschwert, daß ein hinter dem Pfahle stehender Mann den Pferden im kritischen Augenblick einen Peitschenhieb versetzte. Derjenige, dem es gelang, wurde zum Kranzkönige ausgerufen. Der Zug traf natürlich beim Heimritt dort ein, von wo er ausgegangen war.

Diese Belustigung wurde wegen der damit verbundenen Gefahr im Jahr 1857 von Polizeiwegen aufgehoben.

5. Von diesem Schicksale konnte „Dat Rien op de magere Miär“ **) (Reiten auf der mageren Mähre) nicht betroffen werden, das zu Lippborg (Kreis Beckum) geübt wurde am Tage des hl. Martinus, des Reiters aus Pannonien.

Zwei Stühle wurden mit der Rücklehne auf die Erde gelegt, und zwar so, daß diese einander zugekehrt waren. Über die Stühle legte man einen Zuberbaum, auch Ringelbaum genannt, vermittels dessen zweihenklige Kübel getragen werden. An die auf beiden Seiten überstehenden Enden des Ringelbaumes steckte man einen Milchkranz, ein kranzartiges Polster, das beim Tragen von Lasten, insbesondere von Milchgefäßen, auf dem Kopfe als Unterlage dient, oder in Ermangelung dessen einen Strohkranz. Ferner wurde vor der Stelle, wo der zweite Querriegel sich mit einem Stahlen verbindet, mit beiden einen Winkel bildend, ein Holzschuh aufgestellt. Auf dem Ringelbaum in der Mitte der beiden Stühle nahm der Reiter seinen Sitz ein, seine Füße mußten langgestreckt und über einander geschlagen auf jenem liegen. In dieser Stellung hatte er mit einer langen Stange Kränze und Holzschuhe, die er vor und hinter sich hatte, herabzustoßen. Gelang es ihm zum ersten Male, ohne daß er herabfiel, so war er frei, sonst konnte er es von neuem versuchen, aber nicht mehr als dreimal. Hatten sämtliche junge Leute geritten, so folgte die Belohnung. Von der Herrschaft wurde nämlich ein Korb Äpfel auf die Tenne geschüttet, und die guten Reiter, d. h. diejenigen, die nicht herabgefallen waren, wenigstens nicht mehr als zweimal, lasen sich dieselben im Dunkeln auf.

Diese Belustigung war vor zwanzig bis dreißig Jahren noch vielfach im Brauch, jetzt nur noch, soweit bekannt, im elterlichen Hause des Mannes, dem wir diese Mitteilung verdanken, nämlich bei Bockey in Lütke Üntrop, Gemeinde Lippborg.

6. Gegen Ende der sechziger Jahre versuchte man in Welda (Kreis Warburg) das früher dort ortsübliche Eierlesen***) wieder einzuführen; es kam aber nur einmal zustande. Für Eierlesen wurde daselbst auch die Bezeichnung „Eiertanz“ gebraucht, worunter man nach der Schriftsprache einen Tanz versteht, der mit verbundenen Augen zwischen Eiern aufgeführt wird. Wie Müllenhoff in seiner Abhandlung über den Schwerttanz S. 113 bemerkt, wurden Spiel und Tanz früher nicht unterschieden. Es gab dafür nur einen germanischen

*) Nach Mitteilungen des Gutsbesitzers Jesse in Westernkotten.

**) Ich fürchte, daß das Plattdeutsche sehr ungenau von mir geschrieben wird.

***) Eierlese, s. schweiz. Eierleseta, ein Volksspiel, Tobler 165b, bair. Eierklauben (Grimm, deutsches Wörterbuch).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Namen got. laiks, ahd. leih. Das Eierlesen ist eben wie viele andere Spiele mit lebhafter Bewegung verbunden. Es fand in Welda am zweiten Ostertage statt. Über die dabei beobachtete Spielregel konnte mir mein Gewährsmann nichts Genaueres angeben, da er nur aus der Ferne zusah. „Ich bemerkte, daß die Eier, in lange Reihen gelegt, von zwei mit bunten Bändern geschmückten Burschen im Laufschritt beim Spiele einer Musikbande aufgehoben und in einen Korb gelegt wurden. Später wurde in einem Hause getanzt und die Eier von der jungen Welt verzehrt."

„In meinem Geburtsorte Rösebeck (Kreis Warburg) und in der Nähe — so lautet ein vor ungefähr fünf Jahren geschriebener Bericht eines früheren Schülers — war das Eierlesen am zweiten Ostertage vor fünfzig Jahren Sitte, jetzt nur noch in dem hessischen Dorfe Liebenau. Einige Hundert Eier wurden auf einer Wiese in gleicher Anzahl in langen Reihen hingelegt. Die beiden jungen Leute, die um den Preis beim Eierlesen stritten, wurden hierbei durch die Zurufe der zuschauenden Menge und die Klänge der Musik ermuntert. Wer seine Reihe zuerst aufgelesen, erhielt sämtliche Eier als Belohnung."

Nach den vom Pfarrer Lammersen in Rösebeck im vorigen Jahre gemachten Mitteilungen hat inzwischen auch in Liebenau das Spiel aufgehört. Hier hätte, wie ihm gesagt worden, von zwei flinken Burschen der eine achtzig Eier, die in einer Reihe je zwei Fuß von einander lagen, einzeln auflesen, der andere zu einem benachbarten Dorfe hin und zurücklaufen müssen. Der Eierleser habe zunächst den Läufer eine Strecke Weges begleitet, habe dann, zu den Eiern zurückgekehrt, im Schnellschritt einen Rundgang um dieselben gemacht. Darauf sei derselbe an der Eierreihe hinaufgegangen, habe das letzte aufgehoben, sei an der Eierreihe wieder heruntergegangen und habe das Ei in einen am Anfangspunkte derselben stehenden Korb gelegt; in gleicher Weise habe er es mit dem vorletzten u. s. w. gemacht. Wenn er vor Ankunft des Läufers mit seiner Arbeit fertig geworden, so sei er Sieger gewesen, andernfalls jener. Dem Sieger sei eine kleine Prämie zugefallen, beide, Leser und Läufer, hätten bei der nach dem Wettstreit folgenden Tanzbelustigung freie Zeche gehabt. *)

7. **) Bei den Bauernhochzeiten im Kirchspiel Lippborg wurde die Braut aus dem entfernt liegenden elterlichen Hause am Tage vor der Hochzeit von ihren und ihres Bräutigams berittenen Freunden und Nachbarn zum Hofe desselben abgeholt; die Nacht verbrachte sie bei Nachbarn. War der Zug nun in die Nähe des Hofes gekommen, so begann das Jagen um das „feine Glas." Wer nämlich zuerst dorthin gelangte, hatte die Ehre, ein von den Mädchen des Hofes geschmücktes Glas den Brautleuten zu kredenzen. In Ottmarsbocholt soll derselbe Brauch bestanden haben. Hier habe der Sieger das Glas der Braut kredenzt; nachdem diese daraus getrunken, habe sie einen Thaler hineingeworfen und es weiter gereicht, alle folgenden hätten gleichfalls nach dem Trunke ein Geldstück hineingeworfen. Dem Sieger sei dann zuletzt das geleerte Glas mit dem Gelde gereicht worden, das er eingesteckt habe. In Lippborg fand das geschilderte Wettrennen zum letzten Male vor acht- oder neunundzwanzig Jahren bei Schulte Höninghaus statt.

Am Nachmittage des Hochzeitstages wurde von den Gästen nach dem „Brautapfel", einem mit Geld gespickten Apfel gelaufen; hierbei staken sie bisweilen bis unter die Arme in einem Sack. Ein alter Arbeiter weiß noch von einem Falle zu erzählen, der vor fünf und vierzig bis fünfzig Jahren bei Struhmann im Kirchspiel Herzfeld vorgekommen sei, zu einer Zeit, als er bei Hessing, einem Gutsbesitzer an der Grenze von Lippborg und Herzfeld, in Diensten gestanden.

---

*) Bei Kuhn wird diese Volksbelustigung ganz kurz erwähnt und zwar, soweit ich mich erinnere, als eine im Waldeckschen übliche.

**) Nach Mitteilungen mehrerer Schüler.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der mit Geldstücken und Nadeln gespickte Apfel sei auf einen in der Erde befestigten Stock gesteckt worden, und wer im Laufe hastig danach gegriffen, habe sich die Hand blutig geritzt.

Der älteste Brauch war wohl der, daß die Braut den Apfel mit den in ihn hineingesteckten Geldstücken in der Hand hielt und demjenigen überreichte, der im Wettlaufe zuerst bei ihr anlangte. So wird es als ein in alten Zeiten üblicher Hochzeitsbrauch aus Stromberg mitgeteilt. Hier wurde auch beim Hochzeitsschmause dem jungen Ehemanne ein Sieb vorgehalten und dann die Frauen, Mädchen und seine Braut vorgeführt. Erkannte er diese, so durfte er mit ihr tanzen, sonst mußte er sich gefallen lassen, daß andere mit ihr tanzten und er tüchtig ausgelacht wurde.

Kam der Braten beim Hochzeitsschmause auf den Tisch, so wurden mehrere Schüsse gelöst; das nannte man „den Broon up den Disk scheiten". Nach Tische wurde der Brauttanz unter mannigfachen Possen und Verkleidungen aufgeführt. Der jungen Frau wurde der Brautkranz genommen und eine sogenannte Überkappe oder Großmuttersmütze aufgesetzt. Während sie nun in dieser tanzte, wurde der Ehemann gefaßt, in eine Kornwanne gesetzt und so über's Feuer gehalten. Dann mußte sie so lange Hochzeit versprechen, als es den Gästen gefällig war. Hierauf wurde er freigelassen. Jetzt kommt dies nur noch selten vor (Lippborg).

8. Am Abende vor Martini erhielten in früherer Zeit die Dienstboten um fünf Uhr einen Stutenbrei. Dies war das Zeichen, daß von jetzt ab das „Abendwirken" begann. Von Martini nämlich bis Petri Stuhlfeier mußten die Knechte abends von fünf bis sechs je drei Besen binden. Am Tage Petri Stuhlfeier hörte dieses Abendwirken wieder auf, und es gab an diesem Tage für die Dienstboten einen St. Petri-Pfannenkuchen. Der Schweinehirt mußte sich denselben durch das „Sünte-Vügel-Kloppen" verdienen, indem er an die Wände des Hauses und der Wirtschaftsgebäude unter Absagung folgenden Spruches klopfte:

Herut, Herut Süntevügel!
Sünte Peiter es kumen,
Sünte Tigges will kumen;
Et geiht nit mä tom Haunerfauern,
Sundern tom Melken und Dauen.
Be Sunnen nom Disk,
Be Lechten non Berren
Dat is wat för Junkgesellen. — *)

Das Abendwirken ist seit ungefähr dreißig Jahren außer Brauch; das „Sünte-Vügel-Kloppen" wird nur noch von Knaben ausgeübt. (Kirchspiel Beckum).

9) Vierzehn Tage vor Maitag begannen für die Knechte die Knallstunden. Diese stellten sich nämlich nach dem Abendessen mit langen Peitschen auf den Hof und knallten eine Stunde lang. Dies dauerte bis zum Vorabend des Maitags. An diesem Abend mußte der Schweinehirt, so lange die Knechte noch knallten, ein Bündel Birkenreisig in die Küche werfen und vorsichtig damit zu Werke gehen, damit er nicht von den Mägden mit einem Eimer kalten Wassers begossen wurde. Sein Lohn dafür war am ersten Mai der Mai-Pfannenkuchen (Kirchspiel Beckum).

Am ersten Mai warfen die Knechte die Mägde in einen Teich, in die sogenannte Hofkuhle, wie man sagt, um sie von dem Winter- oder Stubenstaub zu reinigen. Das nannte man das Maibad. Gewöhnlich einigte man sich dahin, daß die Mägde einen Fuß oder wenigstens den Holzschuh in das Wasser steckten, dann waren sie frei, vorausgesetzt, daß sie nicht auf die Knechte schimpften. Ein unfreiwilliges Bad wird noch jetzt scherzhaft Maibad genannt. (Beckum.)

Auf Fastnacht besteht der Gebrauch, daß sich die Jugend mit Wasser begießt, und zwar am Montag

*) Das Füttern der Hühner hört jetzt auf, das Thun d. h. die verschiedenen Feldarbeiten beginnen, das Gesinde geht bei Sonnenschein zum Abendessen, und es ist noch hell, wenn es sich zu Bette legt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Mädchen die Jungen und am Dienstag umgekehrt. Als Grund wird angegeben, daß, wer so mit Wasser begossen ist, während des Sommers nicht von Fliegen und Mücken gestochen wird; nach andern soll es vor Unglück bewahren. (Medebach). Bekanntlich spielt das Begießen mit Wasser auch eine Rolle beim Harkelmai. Es gibt über diesen Brauch gelehrte Abhandlungen (Vgl. Mannhardt, der Baumkultus u. s. w. Register unter Wassertauche, Regenzauber).

10. Faulen Spinnerinnen gilt der Spruch:

Wennt Aovend is,
Dann spinnt de Fiulen,
Dann jiukt de Julen (Eulen),
Dann geit dat Rad tik tak.
O Härr, ik arme Kind
Mott (muß) noch achttein Bind. (Lippborg.)

11. Beim Bau der vielfach aus Fachwerk bestehenden Häuser arbeiten Zimmermeister und Gesellen auf dem Hofe des Landmanns und werden von diesem auch beköstigt. Früher wurde nun an jedem Morgen „dicke Milch geklopft". Drei von den Bauleuten schlugen mit ihren Beilen taktmäßig auf einen Balken. Das war für die Nachbarn das Zeichen, Milch zu dem Hofe hinzubringen, aber frische Milch; selbstverständlich wurden auch Butter, Käse u. s. w. nicht zurückgewiesen. Der Brauch soll noch vor fünfzehn bis zwanzig Jahren bestanden haben. (Kirchspiel Beckum.)

12. *) In der Programmabhandlung des Gymnasiums zu Warburg 1891 vom Direktor Professor Dr. Hense „Das dreihundertjährige Jubiläum der Warburger Schützen u. s. w." wird über die dortige Feier des Schützenfestes in früherer Zeit, soweit sie noch in der Erinnerung fortlebt, unter anderem folgendes auf Seite 14 berichtet:

„War der beste Schütze erkannt, so wurde er zum Könige proklamiert. Nachdem ihm vom Compagnieführer der oben erwähnte Hut (ein mit einer Goldborde gezierter Dreimaster) aufgesetzt war, mußte er niederknieen vor einer auf die Erde gestellten Trommel, um das sogenannte Pritschen an sich vornehmen zu lassen. Der Trommler ging nämlich mit seiner Trommel dreimal um ihn herum und versetzte ihm jedes Mal mit einem der Trommelstöcke einen Hieb auf den Hinterteil des Körpers oder auf die Absätze der Stiefel unter den Worten:

„Wie wellt es noch moal ümme goahn,
Wie wellt em för den Absatz schloahn."

Witzeleien verschiedenster Art, selbst derbe Anzüglichkeiten sollen bei dieser Scene nicht zu den Seltenheiten gehört haben." —

Nach den von mir eingezogenen Erkundigungen hat sich dieser Brauch bis in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts erhalten. Das Wesentliche desselben scheint darin zu bestehen, daß mit der Erlangung der hohen Ehre ein Akt der Demütigung verbunden war. Hinter dem Feldherrn, der auf dem Triumphwagen seinen Einzug in Rom hielt, stand ein öffentlicher Sklave, eine goldene Krone über dem Haupte desselben haltend, während er ihm zurief, daß er sich seines Glückes nicht überheben möge. Die Soldaten aber, die hinter dem Triumphwagen folgten, sangen nicht nur Loblieder auf ihren Feldherrn, sondern mischten bisweilen Spott darunter. (Vergl. Lübker, Reallexikon unter dona militaria).

---

*) Bereits mitgeteilt in der Zeitschrift für Volkskunde 1891.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2) Ein frommer Brauch.

Auf Agatha wird ein Faden ums Haus gespannt. Darauf verfertigt man Kerzen, bei denen derselbe als Docht verwandt wird. Diese zündet man an und läßt sie den ganzen Tag brennen. — Dies kommt jedoch nur noch vereinzelt vor; allgemein dagegen ist die Sitte verbreitet, an diesem Tage eine Lampe brennen zu lassen. (Aus dem Kr. Meschede.) Was den zuerst erwähnten Brauch betrifft, so findet er seine Erklärung in der Symbolik. Der Faden, der um das Haus gespannt war, vertritt das Haus, das bildlich der Schutzpatronin aufgeopfert wird.

3) Esel und Kerbholz.

(Eine kulturgeschichtliche Skizze.)

Mit der Ablösung der Hudeberechtigung hat die gemeinschaftliche Weide für jede der vier Quartale oder Bauerschaften, in welche die Stadt Brilon eingeteilt wird, aufgehört. Das Hirtenhorn, das während der besseren Jahreszeit in der Frühe des Morgens die Herden zusammenrief, ist verstummt, mit ihm auch das trauliche Geläute, dem man so gerne in den benachbarten Waldungen lauschte; fast nur durch rauhere Klänge wird jetzt die feierliche Einsamkeit derselben unterbrochen, die Axtschläge des Holzhauers, den Knall der Büchse und das Bellen der Meute. Manche Sitten und Gebräuche des Hirtenlebens sind nun zu Grabe getragen und drohen der Vergessenheit zu verfallen. Sie waren bei den Hirten der verschiedenen Herden verschieden. Der Kuhhirt z. B. führte als Herrscherstab den „Krümel", einen Stock, von dessen Ende ein Zweig ausging; in den so gebildeten Winkel waren eiserne Ringe herabgelassen und der Zweig mit dem Stocke verbunden. Sein Rasseln diente als Warnungszeichen, nötigenfalls wurde er auch zum Werfen benutzt. Krümel nun und Holster brachte abends der Auhirt (Unterhirt) zu dem Hause, an dem beim Umgange die Reihe war, den Hirten zu verpflegen, und gab sie mit den Worten ab: „Moorn hä ge den Hairn" (Morgen habt ihr den Hirten). Am folgenden Morgen holte er die Gegenstände wieder ab, in der Holster das Omes, das heißt eine mit Butter gefüllte hölzerne Dose und den nötigen Brotbedarf, von dem auch der Hund seinen Teil erhielt. Die in das wirtschaftliche Leben so tief eingreifende Separation in ihren Folgen zu schildern, kann nicht meine Aufgabe sein; ich wollte nur auf diese Veränderung hinweisen, um bei einer anderen länger zu verweilen, die gleichfalls in diesen letzten Jahren eintrat oder, besser gesagt, zu ihrem Abschlusse gelangte, derjenigen nämlich, welche den Esel als Transportmittel hier außer Kurs setzte.

Man weiß sich hier noch gut der Zeit zu erinnern, wo die Stadt von einer einzigen Landstraße durchschnitten wurde und das Eintreffen der Post an zwei Tagen der Woche ein Ereignis war, das den Reiz der Neuheit nicht verlor und immer wieder eine Abwechselung in das Stillleben des Landstädtchens brachte. Der gebirgige Charakter der Gegend und die Unzulänglichkeit der Landwege wiesen dem Esel bei der Vermittelung des Verkehrs mit den benachbarten Orten und innerhalb der Gemarkung der Stadt eine bedeutsame Rolle zu. Auf seinem Rücken wurde insbesondere das Korn zu den etwa drei Kilometer entfernten Aamühlen hin und als Mehl zurückgebracht. Die Bürger bei dem unentbehrlichsten Lebensmittel vor Übervorteilung zu schützen, ließen sich die Väter der Stadt in uralter Zeit in besonderem Maße angelegen sein. Daher wurde durch die Verordnung „van den Beckeren, wu dat sie sich holden ind nah guder olden Gewonheit backen sullen", in den Jaren unses Herrn, wo man schreff dusent veyrhundert dre und vyfftich" bestimmt, daß das zum Verkauf ausliegende Brod von vereideten „Amptsbroderen des Backampts" der Kontrolle unterworfen werden solle. (Seiberts, Quellen der Westfälischen Geschichte, II. Bd. S. 73). Ferner mußten die Müller sich eidlich verpflichten, das Korn nicht zu vermischen oder zu „verendern", nicht mehr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu nehmen, als den „rechten gepurlichen und pillichen althen Molther", die „Malterlopen" nicht zu verwechseln und größer zu machen u. s. w. (Seiberts II., S. 66). Endlich kam es aber, und zwar nicht zum geringsten Teile, auf die Zuverlässigkeit der Eseltreiber an. Ihr Eid lautete: „Ich rc. schwere rc., daß ich an dem Kohrn, so mir die Burger und Inwohner zu Brilon in die Mollen zu führen befehlen werden, keine Unthrewe beweisen, davon nichts überall nehmen oder nehmen lassen, besonder, daß ihnen getrewlichen widderumb in ihre Heußer prengen und davon die ordentliche und pilliche Zyße der Stadtt Brilon nicht verschweigen, verhelen, verprauchen oder veruntrewen, besonder dieselbe von einem jeden forderen will. Und wehr mir bei daß Korn keine gepürliche Zyße liebertt, daß soll und will ich ihnen widderumb absetzen und nicht auß der Stadtt treiben, eß sei dan die pilliche Zyße mir dabei geliebertt, die ich den Pforttnern liebern woll, so wahr rc." (Seiberts II., S. 67). Wir sehen, daß sie sowohl der politischen Gemeinde als auch den einzelnen Mitgliedern derselben gegenüber eine Vertrauensstellung einnahmen. Mit Recht bezeichnet sie daher Seiberts als wichtige Personen.

Der Esel mußte aber auch der Stadt aus ihren Waldungen das Brennholz zuführen, das bis zum Bau der Ruhrbahn wohl das ausschließliche Feuerungsmaterial bildete. In sogenannten „Repen" eingeführt hieß es „Eselholz", und wie man jetzt von einer Fuhre Holz spricht, so damals von einem „Esel Holz".

Seit wann die Eseltreiber ihres oben erwähnten amtlichen Charakters entkleidet worden, vermag ich nicht anzugeben. Die Erscheinung zahlreicher Esel in den Straßen der Stadt, den zu ihr führenden Landwegen und den Abhängen der nahen Berge blieb bis in die letzten Jahrzehnte für Brilon und Umgebung charakteristisch. Der Ruf der „Briloner Nachtigallen" war wohlverdient und weit verbreitet. Die Verbesserung und Vermehrung der Wege setzte sie auf den Aussterbeetat — der Esel hatte seine Schuldigkeit gethan, der Esel konnte gehen. Es war, wie man wohl behaupten darf, in lokal-historischem Sinne ein bedeutungsvoller Moment, als vor einigen Jahren der letzte Esel seinen letzten Gang antrat, um unter Abdeckers Hand zu enden — auch ein Beispiel des Undankes gegen die Bestverdienten.

Das muntere Völkchen der Grautiere und seiner berufsmäßigen Treiber — beide in ihrer Art Originale, beide die beliebte Zielscheibe des Straßenwitzes, beide aber auch gleich schlagfertig, die einen mit dem Hufe, die anderen mit der Zunge die an ihnen verübten Neckereien heim zu zahlen — sie sind somit aus dem Bilde verschwunden, zu dessen Belebung sie nicht wenig beitrugen. Aber bei dem großen städtischen Feste dem Schnadezuge, in dem die Esel sonst in corpore, weit über hundert an der Zahl, mit Blumen geschmückt erschienen, wenn von Glockengeläute und Böllerschüssen angekündigt und der Schuljugend eingeholt der Zug einläuft, sich dann in mächtigem Kreise dreimal um den Marktbrunnen bewegt, während vom hohen Pfeiler in der Mitte desselben der ehrwürdige Stadtpatron herabschaut, der Geschlechter nach Geschlechtern an sich vorbeiziehen sah und der Zeiten zu gedenken scheint, wo dieser Zug weniger Belustigung als ernste Bürgerpflicht war — in diesem feierlichen Augenblicke, dem Höhepunkt des Festes, darf wenigstens ein Eselreiter als Vertreter einer vergangenen Kulturperiode nicht fehlen; sein Reittier muß er aus einem benachbarten Dorfe leihen. — Wie Hirtenhorn und Herdengeläute, wie der Gesang der Briloner Nachtigallen verklungen ist, so wird auch in voraussichtlich nicht langer Zeit das Posthorn verstummen und der schrille Pfiff der Lokomotive eine neue Zeit inaugurieren. In diesem Gedanken liegt eine dringende Mahnung, das, was von alten Gebräuchen und Zuständen noch in der Erinnerung lebt, vor vollständiger Vergessenheit zu bewahren. Wenn wir uns der Fortschritte der neueren Zeit, an denen auch die hiesige Stadt teilnimmt, freuen, dürfen wir uns gleichwohl einer anspruchslosen Vergangenheit und ihrer einfachen Verhältnisse pietätvoll erinnern.

Indem ich jener Mahnung nach Kräften nachkomme, gedenke ich eines patriarchalischen Brauches, der zuletzt noch in Verbindung mit der früher üblichen Beförderung des Holzes auf Eseln üblich war. Leute,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die in den 50 stehen, erzählen, daß in ihrer Jugend zur Abrechnung bei der Lieferung der „Esel Holz" das Kerbholz diente.

Ausgehauene Kerbe waren im Verfahren des Vemgerichts, dieser für die rote Erde so charakteristischen Einrichtung, ein Beweismittel für die durch die Freischöffen erfolgte Ladung. Denn wenn der Vorzuladende auf einem hohen Schlosse saß, dahin man ohne Sorgen nicht kommen mochte, so sollten sie vor das Schloß reiten und aus dem „rennbom oder rigele dry Kerbe hawen" u. s w (Lindner, Die Veme S. 213). Gleichbedeutend mit „anmerken" findet sich „kerben" bei Seiberts in einer Urkunde aus dem Jahre 1395 (Urkundenb. 2. Bd. S. 688). „Das Kerbholz war das alte Mittel zum sicheren Zählen und Rechnen, die alte Rechentafel, lange neben Pergament und Papier noch gebraucht in einzelnen Gebieten des Lebens, teilweise bis in unsere Zeit" (Grimm, deutsches Wörterbuch unter Kerbholz). Daher stammen also die jetzt noch üblichen Ausdrücke: Ich werd' es ihm auf's Kerbholz schreiben = nicht vergessen. Er hat noch vieles auf dem Kerbholze = ein langes Sündenregister.

„Was aber das Wichtigste war, es diente zur gegenseitigen Sicherstellung und zum Schutz gegen Betrug im Geschäfts- und Rechnungswesen durch eine einfache Vorrichtung, wie sie ähnlich mit Ringen von altersher, mit dem Halme, stipula, bei den Römern bestand. (Gr. D. Wörterbuch)

Nach einer Ulmer Gerichtsordnung vom Jahre 1621, die, wie im Wörterbuche bemerkt wird, einen klaren Einblick in die Art des Gebrauches im Geschäftsleben gibt, bekam der Schuldherr den Stock, der Schuldmann den Einsatz. Wenn jener nun seinen Stock bei Gericht vorlege und den Antrag stelle, daß der zugehörige Einsatz beigelegt würde, so solle der Schuldner hiezu angehalten werden, „da dann dieselben gleichständig gefunden werden, soll denselben vollkommenlich glaub zu der beweisung zugestellt und darauf endlich (endgültig) zu recht erkannt werden."

Vielleicht wird folgendes deutlicher machen, was Stock und Einsatz ist und wie es sich mit der Gleichständigkeit verhält. Zur Herstellung eines Kerbholzes zum Zwecke gegenseitiger Kontrolle spaltet man ein nicht zu dünnes Holz von beliebiger Größe (am besten eignen sich Haselzweige dazu) der Länge nach so, daß die beiden Hälften unten noch in einem Stücke zusammenhängen. Ein zweiter, auf den Ausgang des Langschnittes verlaufender Schnitt ergibt zwei Stücke, von denen das kleinere der Einsatz, das größere der Stock ist. Die Kontrahenten nehmen nun der eine den Einsatz, der andere den Stock an sich. Bei der Ablieferung eines Postens z. B. eines oder mehrerer „Esel Holz" wurden Einsatz und Stock so zusammengefügt, daß die ursprüngliche Gestalt des Holzstückes wieder erschien. Die beiden Teile, wenn sie zusammengehörten, waren gleichständig. Quer über die Linie des Langschnittes wurden nun in entsprechender Anzahl Kerbe (muldenförmige Einschnitte) gemacht, die sich über beide Stücke erstreckten. Wie Stock und Einsatz sich gegenseitig zu einem Ganzen vervollständigten, so hatte auch jeder Einschnitt auf jedem der beiden Stücke seine Ergänzung auf dem andern. Das Princip der Kontrolle ist dasselbe, wie bei den Stücken eines zerteilten Loses oder Wertpapieres.

Justus Möser, der Verfasser der patriotischen Phantasien, ist ein begeisterter Lobredner des Kerbstocks. „Daß unsre Vorfahren kluge Köpfe gewesen, beweist allein der Kerbstock. Keine Erfindung ist simpler und größer, wie diese. Die Italiener mögen sich mit ihrer Kunst Buch zu halten noch so dünken, so geht sie doch immer dahin, daß einer den anderen zum Schuldner schreiben kann, daß der Mann, der borgt, von seines Gläubigers Redlichkeit oder Willkür abhängt, anstatt daß beim Kerbstock Schuldner und Gläubiger gleiche Versicherung haben, sich beständig kontrollieren und einander nicht betrügen können." (Patr. Phant. II. 144, Ausg. 1778). Zum Schluß macht er sogar folgenden Vorschlag: „Wie wäre es also, wenn wir das Recht einführen, daß fürhin alle Krämer und Handwerker, welche außerhalb geschlossener Orte wohnen und folglich nur mit Sachen von der höchsten Notdurft handeln, niemals zur eidlichen Bestärkung einer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rechnung zugelassen werden sollten? wenn sie angewiesen würden, mit den Landleuten, welchen sie borgen, nicht anders als auf einem Kerbstock zu handeln? u. s. w.

Seit Möser dieses geschrieben, sind mehr als hundert Jahre ins Land gegangen. Wo in Deutschland wäre wohl der Ort zu finden, der so wenig an der wirtschaftlichen Entwickelung der Neuzeit teilgenommen hätte, daß die Durchführung jenes Vorschlages daselbst angezeigt erschiene?

4) Einige Flurnamen (Spott- und Kosenamen).

Ein hervorstechender Zug im Charakter derjenigen Menschen, die man zu den sogenannten niederen Schichten rechnet, ist die Neigung und Fertigkeit, ihren Nebenmenschen nach Eigentümlichkeiten ihrer äußeren Erscheinung Beinamen zu geben, die oft ebenso derb wie witzig sind. Eine ähnliche Stellung nimmt der Landbewohner gegenüber der ihn umgebenden Natur ein. Mit Wald und Flur, mit Berg und Bach steht er ja im engsten täglichen Verkehr, auf sie führt er vielfach das unmittelbar zurück, was ihn angenehm, und noch häufiger, was ihn unangenehm berührt. Den Worten des Horaz: Gaudet invisam pepulisse fossor Ter pede terram (carm. III, 18. V. 15—16) liegt eine psychologische Wahrheit zu Grunde. Der Landbebauer gleicht dem Kinde, das auf die Stelle, an der es sich weh gethan hat, stampft oder schlägt. —

Aus einer kleinen Sammlung, zu der Schüler des hiesigen Gymnasiums die Namen ihrer heimatlichen Flur beigetragen, hebe ich folgende hervor; an der Schreibweise glaubte ich nichts ändern zu dürfen. Was Äskiärv (Bach an der oberen Lenne und Siepen bei Elleringhausen — es ist auch der Name eines Gäßchens in Münster) — bedeutet, bedarf keiner Erklärung; Eskerf (Affeln, Krs. Arnsberg) ist dasselbe Wort. Wer die Äshelle bei Brilon gesehen hat, wird den Namen ohne Bedenken mit den ebengenannten zusammenstellen. Dieselbe Anschauung herrscht auch auf oberdeutschem Gebiete. „Ars . . . . Öfters in alten und jungen Gewandnamen z. B. arsclaff m. 1372, Hundsarsch u. s. w. im derben Allgäu. (Buck, Oberdeutsches Flurbuch). Es dürften noch manche, wenngleich mit „E" geschriebene Wörter, wie Esmeke (obere Lenne) und Esmerg (Niedersfeld, Krs. Brilon, und Wenholthausen, Krs. Meschede) = Esbeke und Esberg mit Wechsel der Labialen, hierhin gehören; jedenfalls wird man vorsichtig sein und nicht sofort an „As" vom Stamme ans (Gott) denken. Diese Vorsicht übt auch Förstemann im altdeutschen Namenbuche, der Esbeck bei Lippstadt, urkundlich Asbiki, zwar unter obigem Namen anführt, jedoch die Bemerkung zufügt, daß manches hier erwähnte in Zukunft werde auszuscheiden sein. Zum Kreise dieser derben, um nicht zu sagen, rohen Ausdrücke, gehören ferner Fuartesprink (Nordenau, Krs. Meschede), Kütelmeke (Siedlinghausen), Kütelsiepen (Affeln, Krs. Arnsberg), Pisseböcke (Siepen und Flur bei Referinghausen). Einem Stertbiärg begegnen wir bei Siedlinghausen, einem Kauhstert an der oberen Lenne, einem Kalverstert bei Brilon; letzteres ist eine kleine Erhöhung mit krummer Spitze. Zu vergleichen ist „Hundeszagel" bei Buck. Als Hundezunge bezeichnete eine hiesige Frau unwillig einen länglichen Streifen Landes, den sie bei der Separation erhalten hatte. Ein Schimpfwort für einen beschwerlichen Weg muß der „Krumme Ysel" (Voßwinkel, Krs. Arnsberg) sein, der Langenberg (Bruchhausen, Krs. Brilon) trägt auch — jedenfalls kein epitheton ornans — den Namen Isel. Diese Bezeichnung erinnert mich an das „chienne de côte", wie der Bauer in Souvestre, Le paysan et le poëte, eine Anhöhe nennt, der er den Vorwurf macht, daß sie die Pferde kreuzlahm mache. Kattenpaht (Referinghausen), Deuvelstreppken (Winterberg), erregen gleichfalls die Vorstellung halsbrecherischer Wege.

Es fehlt aber auch nicht an Namen, die einer poetischen Stimmung entsprinzen. Hierzu gehört der häufiger vorkommende „Vogelsang" (auch in hiesiger Feldflur unmittelbar bei der Stadt in quellenreicher Flur.) Dem Vogelsang schließt sich an der „Kuckuck" (Niedersfeld.) Dieser Vogel, den Chor der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

übrigen Frühlingsboten übertönend, fordert so zu sagen dazu auf, seinen Aufenthaltsort mit seinem Namen zu benennen. Man erinnert sich hierbei, daß „der Tag, an welchem man den ersten Kuckucksruf auf eigenem Grund und Boden hörte, sonst ein festlicher war. Wer den ersten Ruf anmelden konnte, bekam ein Ei, das er sich briet. Zu Gevelsberg gibt es noch ein wirkliches Frühlings- und Kuckucksspiel der Kinder usw." (Kuhn, Sagen und Gebräuche II. N. 220). Unter „Himmel" bemerkt Buck: „Seit dem 13. Jh. Namen wie Himelwune, Himelpforte für Klöster. Hochgelegene Plätze heißen sehr häufig Himmel, Roßhimmel (Roßweide), Himmelberg, Himmelacker, im Himmelreich zum Teil unmittelbar neben einer Flur in der Hölle, Paradies, Fegfeuer." In meiner Sammlung finden sich nur Hiemelskraune (Nordenau), Hiemelnkrone und Himelreik (Siedlinghausen). Über die Untrügge (Bach bei Brilon) ist im Jahresbericht des hiesigen Gymnasiums 1889 gehandelt. Eine Gebirgsschlucht in der Bauerschaft Jagdhaus bei Schmallenberg wird wegen ihres vorzüglichen Quellwassers Weinkännchen genannt.

Das größte Interesse hat natürlich die Flur für den Landmann durch ihre Ertragfähigkeit. Bei den Namen „Ziegenknochen" (Referinghausen und Brilon) „Hühnerknochen" (Bruchhausen) denkt man sofort an unfruchtbares Felsgerippe. *) Der „arme Mann" (Berleburg) hat wohl wenig zu geben. Ungern würde ich mich überzeugen lassen, daß der „Trost", eine sehr ergiebige Feldflur bei Brilon, etwas anderes bedeute als Tröstung**). Der Goldbrink (Brilon) ist gleichfalls ein Kosename für gutes Land. Der fette Bauch (Brilon) leitet zu einer Namenfamilie über, die einer längeren Besprechung bedarf.

Bekannt ist, daß Homer mit *οὖθαρ ἀρούρης* „Euter des Landes" *„εἰ δέκεν Ἄργος ἱκοίμεθ' Ἀχαϊκόν οὖθαρ ἀρούρης"* (Il. 9,141 und wiederholt 283) den besten Boden bezeichnet, ebenso Virgil mit uber z. B. . . . . Non vobis . . . . . Divitis uber agri Troiaeve opulentia deerit. (Aen. 7,261—262). Dasselbe bedeutet sumen „Campos Roseae Jtaliae dicit esse sumen, in quo relicta pertica postridie non appareret propter herbam (Plin. angef. bei Forcellini u. d. W.) Hiermit ist zusammenzustellen „Schmalz in Schmalzweiden (beste Weideplätze für das Milchvieh), Schmalzboden, Schmalzhafen, Schmalzgrube Schmalzbühl und dgl. Ein Vokabular von 1618 sagt: Strubinga sumen Boiorum, Straubing, die Schmalzgrueben von Baiern." (Buck u. Schmalz). Hier zu Lande wird in volkstümlicher Sprache das Beste von irgend einer Sache der Schmand genannt. Wer mehrere Güter besitzt, sagt von dem besten: „Das ist mein Schmandpott." Schmand ist in einer Reihe von Flurnamen gerade so wie Schmalz Bestimmungswort: Schmandsack (Wenholthausen und Affeln), Schmandbuil (Obere Lenne), Smandbeul (Siedlinghausen), Schmanddüppen (Soest?), Schmandloch (Referinghausen). Schmennekämmerchen (Berleburg, enge versteckte grasreiche Gründchen mit gutem Futter, wie mir von dort geschrieben wird), ist auch wohl hierhin zu ziehen In Schmatsack (Ödingen, Krs. Meschede), Schmannoh (Winkhausen, Krs. Meschede) scheint das Wort gleichfalls zu stecken, vielleicht auch in Schmalloch (Bruchhausen). Der Butterkopf bei Brilon ist nichts weniger als fruchtbar, hatte aber seine Bedeutung für die Stadt durch die auf ihm entspringende Quelle, von der die alte Wasserleitung gespeist wurde. Sollte es vielleicht eine ironische Bezeichnung sein? Vom Buttersiepen, einer flößbaren Waldwiese in der Nähe von Latrop bei Schmallenberg, wird gerühmt, daß ihr Wachstum den Milchertrag der Kühe in auffallender, von den anderen Waldwiesen bei Latrop abstechender Weise fördere. ***) Schließlich die Bemerkung, daß nur diejenigen Namen heran-

*) Einen guten Humor bekundet der hiesige Landmann, wenn er felsigen Boden, auf den er beim Pflügen stößt, Sommerfrost nennt.

**) Trost, zuweilen aus mhd. trosse Gurgel, Kehle, Schlucht, s. Drossel. Wohl kaum zu ahd. trust (Hoffnung, Treue) bemerkt Buck u. d. W.

***) Baratte (Brechlingen Krs. Bolchen) ist französisch und bedeutet Butterfaß (Fuß, Probe eines erklärenden Verzeichnisses elsaß-lothringischer Flurnamen. Programm der höheren kath. Schule an St. Stephan zu Straßburg 1884) Anke (Butter, Schmalz) z. B. Ankenkübel (Deutsche Schweiz) ein Fels von der ähnlichen Gestalt (Buck und Anke)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gezogen sind, die sprachlich keine Schwierigkeiten zu bieten scheinen. Für den, der mit den Ortsdialekten vertraut ist, werden sich unzweifelhaft anziehendere Aufschlüsse ergeben, als ich sie zu geben vermag.

5) Vogelsang.

Der Flurname Vogelsang ist in der vorhergehenden Abhandlung ohne weiteres als avium cantus aufgefaßt worden. Diese Deutung ist aber nicht unbestritten. „Vogel", so bemerkt Buck unter diesem Worte, „in einer Menge Namen Am interessantesten ist Vogelsang (Waldh) 1257 silva Vogolsang (wirtembergisches Schwaben) 1272 (Wiese) Vogelgesang 1390 (Wald) Vogelgesang und so heute noch eine Menge. 1575 Voegelginsthal in der sangen (fränkisches Stammgebiet) deutet auf sang, gesang=Brand hin, nicht sang (cantus). In diesen eben gebrannten, üppig aufwachsenden Buschhölzern ist ja der Aufenthalt der Vögel ganz natürlich." „Sang m, Brand, von sengen, brennen. Vgl. Asang. 1536 (das hinfüro niemand in den hölzern awsangen soll (wirtenbergisches Schwaben) d. h. Schläge niederbrennen, um in den aschegedüngten Boden Haber zu säen. Es wird oft verboten reuten mit prant oder waffen (Axt) . . . . 1220 ager in Asange. 1279 der Asanch 1575 in der sangen Hier schon Genuswechsel durch Verwechselung mit dem noch üblichen Worte sange s. (Bündel, Büschel) z. B. flaschssang, weibsang etc. 1525 Osanng 15. Jhdt. Langensang. Vogelsang s. Vogel. Vgl. Zang. Im Gsang Collect. (Buck u. Sang.)

Was den hiesigen Kreis und Nachbarkreise betrifft, so tritt Sange neben Vogelsang auf bei Hanxleden (Krs. Meschede), außerdem ebendaselbst Sunge und Land ob der Sunge, Sange allein bei Siedlinghausen. Sengen für brennen ist hier nicht volkstümlich, letzteres dagegen häufig in Flurnamen verwandt z. B. Brennroad (Meschede, welches auch einen Vogelsang hat), Branholt (Nordenau, bei dem sich auch ein „Singern" findet), in der brantrigen Seit (Obere Lenne), Brandhagen (Medebach), Brand (Referinghausen und Niedersfeld).

Sehr willkommen war mir folgende Mitteilung des fürstlichen Oberforstmeisters Rotberg zu Berleburg: „Das Brennen des Bodens als Vorbereitung zu einer vorübergehenden Fruchtsaat ist noch sehr in Übung und war es früher jedenfalls noch mehr; in Beziehung hierauf wird das Wort „brennen" gebraucht — das fränkische oder jedenfalls nach meiner heimatlichen Erfahrung alemannische Wort „sengen" ist hier nicht im Volksmunde. — „Sange" kenne ich drei, zwei bei Laasphe und eins bei Schwarzenau. Brand kommt häufiger vor und zwar allein, ich kenne es nur in der einen Zusammensetzung als Brandwald." —

Ein abschließendes Urteil kann auf Grund des hier gegebenen Materials über die nebeneinander vorkommenden Wörter Sange und Brand nicht gefällt werden. Es ist möglich, daß auch hier „sengen" in früheren Zeiten volkstümliches Wort gewesen und durch brennen verdrängt worden ist; für langsames Verbrennen oder Anbrennen sagt man jetzt schröggeln. Entschieden tritt Fuß für die Erklärung von Vogelsang in dem Sinne von avium cantus auf, und seine Gründe müssen als schwerwiegend anerkannt werden:

„Der Name hat mit dem Brandwalde nichts zu thun, sondern bezeichnet einfach „eine vom Gesang der Vögel durchtönte und verschönte Stelle", wie Ed. Jacobs in seinen zu Halle erschienenen Beiträgen zur deutschen Philologie S. 205—242 sehr ausführlich nachgewiesen hat. Auch auf französischem Sprachgebiet tritt der entsprechende Name Chant des oiseaux, Chantoiseau u. s. w. ungemein häufig auf. Ferner kommen andere Singvögel und sich verlautbarende Tiergeschlechter in ähnlichen Namenbildungen vor. So Lerchengesang (Nassau), frz. Larchant aus Liri cantus, Zeisiggesang (Königr. Sachsen), Atzelgesang=Elstergesang (F. N. Nassau), frz. Chantepie. Ferner frz. Chantemerle, alt Cantus merulae, Chantrenne d. i. cantus ranae, bei Stoffel Chanteraine, Cachan (Katergeschrei) Chante-coq, Chante-loup und Chantelouve.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Den Begriff des Gesanges dehnt man also sehr weit aus, wie denn auch lat. canere nichts weiter bedeutet als Töne von sich geben." (Programm des kath. Gym. zu Straßburg 1887)

6) Maspern.

Die Präposition, zu dem abhängigen Wort sich hinneigend, verschmolz bisweilen vollständig mit demselben, sodaß sie als ein einziges Wort geschrieben wurden*). Nicht immer sind diese Zusammensetzungen als solche sofort zu erkennen „Zwirtenberg wohl s. v. a zu Wirtenberg. Vgl. Zweckhofen (1420 ze Weckhofen), (Buck 314) „Zankenmoos hieß Ankenmoos, das Z rührt von der hängengebliebenen Präposition zu her". (Buck 306) „Uffeln alt Uflohen (auf den Lohen)" (Buck 14). Mit Artikel und Präposition verschmolzene Präpositionen zeigen sich bekanntlich in vielen zu Personennamen gebrauchten Verbindungen wie Vonderbeck, Zumbusch, Amberg, Austermühle, Zurstraßen u. a., jedoch begnügte man sich oft mit dem bloßen Substantivum, um denjenigen zu bezeichnen, der am Busch, am Berge, am Bache (dial. „die Bache") wohnt. (Vgl. Heintze, Die deutschen Familiennamen 53).

Umgekehrt dienten Präpositionen in Verbindung mit Personennamen zur Bezeichnung der von ihnen bewohnten Orte (wie in Rom inter falcarios wörtlich unter Sichelmachern = in der Sichelmacherstraße Dico te priore nocte venisse inter falcarios in M. Laecae domum Cic. in Cat. l, 4, 8, womit zu vergleichen Unter Taschenmacher Straße in Köln). Hier ist von besonderer Wichtigkeit das Suffix ari, das in Zusammensetzungen Personen teils nach ihrem Gewerbe, teils nach ihrem Wohnsitze bezeichnet. (Förstemann, Altdeutsches Namenbuch II, 112) Das nach Wegfall der Präposition übriggebliebene auf arn (ern) endende Wort ist ein dat. plur. So erklärt sich Lindarn (Förstemann 994) — Schiltern F. 1311, also bei den Schildmachern, — Forstern (F. 575), — Zeitlarn und Zeidlarn von zîdalari = der Waldbienenwirtschaft betreibt. Diese Ortsbezeichnungen erhalten vollständig die Rechte eines Substantivs; daher der Straßenname im Schildern, doch auch der Schildern. Eine merkwürdige Neubildung tritt hervor, wenn von dem mit der Präposition verschmolzenen Artikel das „m" an dem vokalisch anlautenden Substantivum kleben bleibt „Muderpolz, im Allg. heißt alt Udalpolds, also zu — m — udalpols (Buck 33), Mechich (Wald) = im Eichach (Buck 177).

Auf derselben Stufe nun mit Lindarn, Schiltern (Schildern) usw. steht ein nicht selten vorkommender Ortsnamen Aspern (auch Asparn, Marktflecken an der Zaya) von aspa ahd, aspe mhd = nhd Espe. Dieses Wort läßt, zum Substantiv geworden, die Verbindung im Aspern zu, woraus denn ein neues Substantiv Maspern wurde, womit einer der vier Stadtteile Paderborns bezeichnet wird. Auf einem Umwege, nämlich unter Annahme einer Zusammenziehung, würde man zu demselben Ergebnisse kommen, wenn man das urkundlich feststehende Aspithara, Aspethari, Aspethera (auch Aspetharorum marchia (Förstemann 133) zu Grunde legen wollte. Förstemann macht zu obigen Wörtern die Bemerkung: „Der Name scheint das Suffix-ari zu enthalten und die Bewohner eines Ortes Aspithi zu bezeichnen, der eine Espenpflanzung eben so bedeuten kann, wie etwa Thurniti eine Dornenhecke und ähnliches."

Folgende mir von Pfarrer Dr. Mertens zu Kirchborchen nachträglich auf meine Anfrage gemachten Mitteilungen werden dem vorher Gesagten wenigstens teilweise zur Stütze dienen.

„Das m ist nur Vorschlagslaut, wie beim jetzigen Manrode im Kreise Warburg, das in der Vita Meinw. Ananroth heißt, und bei anderen Ortsbezeichnungen.**) Bei Schaten (Annal. Paderb.) findet sich der Name Aspethera bei dem Jahre 1036, 1183 und 1206 in Busdorfer Urkunden; ebenso wird beim Jahre 1216

*) Vergl. das handschriftliche ecampo impectus Nipperdey zu Tac. ann. l, 15.
**) Das nd. mars für ars wird im Grimmschen Wörterbuche nicht erklärt; mir scheint die bei Maspern angenommene Entstehungsweise auch hier vorzuliegen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein Albero de Aspere genannt (also eine Familie nannte sich danach). Endlich wird Aspethere bei Wilmanns Westf. Urk. IVa zum Jahre 1231 genannt."

7) Das Binden oder: Zauber und Gegenzauber.

(Ein Kapitel aus dem Gebiete des Aberglaubens.)

Durch Zauber glaubte man sich gegen Wunden aller Art festmachen, d. h. sichern zu können. In anderer Bedeutung versteht man unter „festmachen" die Kunst, aus der Ferne auf Menschen und Tiere so zu wirken, daß sie unbeweglich an Ort und Stelle beharren müssen, und weil sie in der Anwendung einer gebetartigen Formel bestehen soll, so spricht man auch von „festbeten". Am bekanntesten aber ist diese angebliche Kunst unter dem Namen „Binden".

Die Erscheinung, daß Tiere ohne erkennbare Ursache nicht von der Stelle können, gehört eben nicht zu den Seltenheiten; es lag nahe, sie unheimlichen Einflüssen zuzuschreiben. Hierhin gehört folgende Erzählung, in der zugleich ein Gegenzauber zur Anwendung kommt:

„Zwei Bauern, die an der Hardt bei Brilon arbeiteten, sahen einen Fuhrmann mit seinem Wagen auf der alten Poststraße halten. „Dem will ich einen Streich spielen", sagte der eine von jenen. Und richtig! Als der Fuhrmann anziehen ließ, kamen die Pferde nicht weiter, so sehr er auch die Peitsche brauchte und es dabei an Scheltworten nicht fehlen ließ. Da merkt er, daß die beiden lachen. „Laßt mich los", rief er ihnen in drohendem Tone zu, „oder es soll euch schlecht bekommen". „Nun, laß ihn los", sagte der eine Bauer. „Was will er mir machen?" erwiderte der andere. „Nun soll er erst recht zappeln." Als der Fuhrmann aber sah, daß gute Worte nichts halfen, griff er zu der Hacke, die unter dem Wagen im Schiffe lag, zählte die neunte Speiche an einem Rade ab und versetzte dieser einen heftigen Schlag. In demselben Augenblicke ist dem Spaßvogel ein Arm zerschmettert, und der Wagen setzt sich in Bewegung." Der Fuhrmann vermag also gleichfalls in die Ferne zu wirken, und zwar braucht er ein sympathetisches Mittel; der Schlag, der die Speiche trifft, wirkt auf den Arm, der auch seine Speiche hat. Derartige Erzählungen sind weit verbreitet. (Vgl. auch Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche II. 38). Auch im Münsterlande erzählt man von Leuten, die einen vorbeifahrenden Wagen besprechen können, daß er anhalten muß. Wenn nun der Fuhrmann auf ein Vorderrad seines Wagens schlüge, so würde ein Arm desjenigen getroffen, der das Fuhrwerk besprochen, wenn auf ein Hinterrad, einer seiner Füße, wenn vor die Deichsel, sein Kopf. Hier ist die Beziehung von Teilen des Wagens auf Teile des menschlichen Körpers in's einzelne durchgeführt.

Zahlreicher sind die Erzählungen, die vom Binden der Diebe umlaufen. Der Dieb wird der verdienten Schande preisgegeben, indem er am Orte der That das fremde Gut, an dem er sich vergriffen hat, in der Hand oder auf dem Rücken, wie am Pranger festgebunden, betroffen wird. So findet der Schäfer den Dieb, den er gebunden hat, wie er das gestohlene Schaf auf den Schultern tragend, angewurzelt dasteht.

Aus der Zahl der Lebenden ist mir noch keiner genannt worden, der diese Kunst verstehen soll, immer heißt es, der Vater oder Großvater usw. dieses und jenes habe es verstanden. „Ein Waldecker wollte es (das Binden) mir beibringen, als ich noch jung war; ich mochte aber nichts davon wissen", so versicherte mir einmal ein biederer, bereits hochbetagter Bauer. Früher machten die in die Kunst des Bindens Eingeweihten — so erzählt man — so wenig Hehl daraus, daß sie sich sogar ein Vergnügen daraus machten, Proben ihrer Geschicklichkeit abzulegen. „Ein Schreiner, der das Binden verstand, versicherte einem Bekannten, er werde ihm keinen Hobel von der Bank holen, wenn er es noch so heimlich anfinge. Johannes — so hieß der ungläubige Widerpart des Schreiners — lachte darüber und stellte ihm in Aussicht, eines schönen Tages werde er einen Hobel vermissen. Aber was eines schönen Tages geschah, war dieses: Kommt da der Meister in aller Frühe zur Werkstatt, und wer da steht, ist unser lieber Johannes. Den Hobel auf dem Nacken, hat er schon stundenlang in der Nacht dagestanden, und der helle Schweiß ist ihm auf die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stirne getreten, schwarz und blau sieht er im Gesichte aus, er kann kaum noch sprechen. (Nach einer schriftlichen Mitteilung betitelt: Aus einem westfälischen Dorfe. Von einem Eingeborenen.) Was ist nun das Los desjenigen, der nicht gelöst, oder besser gesagt, nicht zur rechten Zeit gelöst wird? Wenn ihn der erste Sonnenstrahl berührt, bevor ihn derselbe Bannmeister, der ihn gebunden hat, auch wieder gelöst hat, dann muß er vergehen, wie in der Sonne ein „pûl wâter", verdorren, wie ein ausgegrabener Strauch, d. h. wohl: Der Dieb, dessen That an das Licht der Sonne kommt, der bei hellem Tage ertappt wird und vor aller Augen bloß gestellt ist, muß vor Schande vergehen.

Der Wunsch, das Vieh auf der Weide, Splitten und Spaldern vor der Thüre, Schinken und Würste in der Vorratskammer vor Diebeshand zu sichern, war ein zu lebhafter, als daß er nicht der Vater des Gedankens an die Möglichkeit einer geheimen Kunst, die dies bewirken könnte, hätte sein sollen. Demselben Wunsche entsprang die absichtliche Täuschung derjenigen, die, um sich in Respekt zu setzen, von sich selbst den Ruf, im Besitz jener Kunst zu sein, verbreiteten. Der Glaube an das Binden mochte endlich durch einzelne Fälle erweckt oder bestärkt werden, in denen Diebe infolge unbegreiflicher Kopflosigkeit sich selbst dingfest machten und, ertappt, der Flucht und des Abwerfens der gestohlenen Sachen vergaßen. „Wenn ein Dieb ertappt wird, so hat er kein Herz". (Deutsches Wörterbuch unter Diebe). Des Hymnus Weise,

der durch das Herz zerreißend dringt,
die Bande um den Frevler schlingt,

schildert Vorgänge im Innern des schuldbeladenen Gewissens, die den Frevler dahin treiben, daß er sich, der Besinnung beraubt, selbst der Gerechtigkeit darbietet; die Anschauung des Volkes verlangt für augenfällige Wirkungen äußere Ursachen.

Bei Grimm, deutsche Mythologie III. 505, findet sich nun ein Spruch gegen Diebe, derselbe mit verschiedenen Abweichungen auch bei Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart S. 174 u. Anmerkung. In folgender Fassung steht er auf einem einzelnen Blatte geschrieben, das sich in einem westfälischen Dorfe vorfand und aus dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts stammen mag:

Wie Maria im Kindbett lag, 3 Engel ihr da pflegten, Michael*) Rachnel Gabriel, da kamen die Juden unter**) die Heiden, die wollten Maria ihr liebes Kindlein stehlen, ***) Sanct Petrus bind, Sanct Petrus bind, sie wollen mir stehlen mein liebes Kind, liebe Frau ich habe sie gebunden mit Gottes Handen mit Jesus Banden dem sind Arme und Beine gebunden und wenn mir einer etwas stiehlt, er seye Mann oder Frau, Sohn oder Tochter, Knecht oder Magd, oder wer es will, so soll er stehen still wie ein Stock und sich umsehen wie ein Bock, kann er aber alle Sterne am Himmel zählen, alle Tropfen im Regen zählen, alle Sandkörner im Meere zählen, so kann er gehen, kann er aber das nicht, so soll er stehen, bis daß ich komme und heiße ihn gehen, solches zeige ich oben bei Dir im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohns, Gottes des heiligen Geistes (Amen zum 3tenmal).

Eine Lösungsformel findet sich bei Grimm nicht, bei Wuttke an der angeführten Stelle lautet sie: „Gehe hin im Namen dei patris und komme nicht wieder." In meiner Handschrift steht hinter der Bindeformel:

Das Losbinden ist: Friede sey zwischen mir und dir, leg ab, was du gestolen hast im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohns, Gottes des heiligen Geistes und komme nicht wieder.

---

*) Hier ist Gab ausgestrichen, in dem folgenden Worte sind die mittleren Buchstaben schlecht zu erkennen, es soll aber Raphael heißen.
**) Mißverstanden für: und die Heiden.
***) Es stand ursprünglich da: sie sagt. Dies ist ausgestrichen und Sanct darüber geschrieben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus den Nachstellungen, die nach der hl. Schrift dem Leben des Kindes Jesu drohten, ist in der Bindeformel die Absicht es zu stehlen geworden, vielleicht unter dem Einflusse geheimnisvoller Erzählungen von geraubten Christenkindern. Petrus, dem die Gewalt zu binden übertragen worden, bindet diejenigen, die den denkbar größten Diebstahl begehen wollen.

Die Bindeformel ist, wie man sieht, insbesondere gegen die gefährlichsten Diebe, die zum Haushalte gehörigen Personen, gerichtet. Die Einführung der redenden Personen Maria und Petrus („Da sprach Maria", „Petrus sprach" bei Grimm) fehlt hier. Das wieder durchgestrichene „sie sagt" mochte wohl von demjenigen, der den Spruch diktierte, zuerst zum Verständnis des Schreibers beigefügt sein. Altertümlich klingt das „liebe Frau."

In der Lösungsformel tritt die Nachäffung biblischer Sprache besonders stark hervor. Sie gibt dem gebundenen Diebe nicht nur die Fähigkeit wieder, sich von der Stelle zu bewegen, sondern auch, sich von dem gestohlenen Gegenstande zu befreien, der seinem Körper anhaftet, wie die Schuld seiner Seele. Wer mit ungesühnter Schuld auf der Seele aus dem Leben scheidet, der muß mit dem Gegenstande, an dem oder mit dem er gefrevelt, z. B. mit einem verrückten Grenzsteine, umgehen.

Ergötzlich klingt es und fast, als ob der Aberglaube sich selbst ironisiere, wenn es heißt, der Dieb könne den Bannspruch dadurch wirkungslos machen, daß er in sogenannten Schluffen auf das Stehlen ausgehe: diese blieben zwar an der Erde angeheftet, er selbst könne aber leicht herausschlüpfen und sich davon machen. Nach anderer Mitteilung muß er rückwärts und barfuß dorthin gehen, von wo er etwas wegnehmen will. Das Gehen mit bloßen Füßen spielt meines Wissens im deutschen Aberglauben keine Rolle, eine um so bedeutendere das rückwärts gehen, werfen u. s. w. (S. Wuttke, Register unter „Umgekehrt"). Vielleicht hat der angebliche Gegenzauber seinen natürlichen Grund in Diebesknissen, die dazu dienen sollen, unvermerkt und ohne Zurücklassung von Spuren die That zu vollbringen und die Nachforschung nach einer verkehrten Richtung zu lenken. Von Raubrittern, die ihre Pferde verkehrt beschlagen ließen, wird viel erzählt. Gelingt es auch nur, Fußspuren des Diebes zu finden, so hat der kundige Mann ihn in seiner Gewalt. „Ist der Dieb entkommen, so giebt es noch ein Mittel, ihn zu züchtigen und zur Rückgabe zu zwingen durch das „Trâmen" (Fußspurenaufnehmen). Der kundige Mann nimmt die Erde, worin die Füße des Diebes sich eingedrückt haben, auf und legt die Erdkrumen in ein Gefäß; dann geht er nachts um 12 zum Kirchhofe und holt von dort einen scharfen Sargnagel. Mit diesem rührt er dann zwischen der aufgenommenen Erde herum, und wie das geschieht, hat der Dieb das Gefühl, als wenn seine Fußsohlen mit einem Nagel geritzt und verwundet würden. Er leidet die furchtbarsten Schmerzen und kann so lange gepeinigt werden, bis er das Gestohlene zurückgiebt. Man kann die Trâmen auch in den Rauchfang hängen und trocknen. Dann verdorrt der Fuß des Diebes, oder er wird mit Schwären bedeckt, daß er nicht darauf „stippen" kann. Mein seliger Großonkel, ein Bäcker, dem man häufig an die Holzvorräte ging, soll das Mittel oft probiert und probat gefunden haben" (Aus einem westfälischen Dorfe). Zu vergleichen ist hiermit Wuttke, S. 156 und 303.

8) Zwei Märchen aus dem Paderbörnschen.

„Die schönen plattdeutschen Märchen aus dem Fürstentum Münster und Paderborn", heißt es in der Vorrede zu den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm, „verdanken wir besonderer Güte und Freundschaft. Das Zutrauliche der Mundart bei der inneren Vollständigkeit zeigt sich hier besonders günstig. Dort, in den altberühmten Gegenden deutscher Freiheit, haben sich an manchen Orten die Sagen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Märchen als eine fast regelmäßige Vergnügung der Feiertage erhalten . . . " Zu diesen glücklichen Orten gehört, oder gehörte wenigstens noch vor zwei Jahrzehnten, ein Dorf des Paderborner Landes, der Geburtsort eines mir nahe stehenden Mannes. Er berichtet: „In meinen Kinderjahren versammelten sich die Dorfbewohner im warmen Zimmer oder unter weitschattenden Bäumen und lauschten Erzählungen, in denen besonders Frauen große Meisterschaft bekundeten". Von mir angeregt, volkstümliche Bräuche, Sagen u. s. w. in seinem Heimatsorte zu sammeln, brachte er mir als erste Frucht seiner Bemühungen die beiden hier abgedruckten Märchen mit. Das erstere hat er nach der Erzählung seiner Mutter aufgeschrieben; als Kind hatte sie am Munde einer armen Lohnspinnerin gehangen, die oft beim schnurrenden Rade aus dem Schatze ihrer Erzählungen mitteilte. An einzelnen Stellen, wo ihr die Erinnerung versagte, konnte eine Oheim aushelfen. Das zweite ist ganz von diesem. Leider ist das Plattdeutsche ins Hochdeutsche übersetzt und nur an zwei Stellen des Märchens vom daumdicken Männchen geblieben. Dieses hat seinen Stoff teils mit des „Schneiders Daumerling Wanderschaft (45 d. Gr. Sammlung), teils mit „Daumesdick" (37 der Gr. S.) gemeinsam, außerdem aber eigene Züge. Zu „des Schneiders Daumerling Wanderschaft" findet sich die Anmerkung: „Nach Erzählungen aus der Maingegend, dem Hessischen und Paderbörnischen; eine Fortsetzung oder eigene Verbindung der einzelnen hierher gehörigen Sagen enthält das Märchen von „Daumesdick". — Als Fundort dieses letzteren wird Mülheim am Rhein bezeichnet. Jenes Märchen ist demnach, wie es in der Sammlung steht, nicht als reines Produkt der Volkspoesie anzusehen, sondern aus einer Wahl des Stoffes aus verschiedenen im Munde des Volkes umgehenden Erzählungen hervorgegangen. So lange eine mündliche Fortpflanzung der ihnen zu Grunde liegenden einzelnen Sagen stattfand, konnten Variationen nicht ausbleiben. Eine Pflegestätte, und in gewissem Sinne eine Geburtsstätte des Märchens war die Spinnstube. Interessant ist folgende Stelle aus Jucundus Jucundissimus, angeführt in den Anmerkungen zur Gr. Sammlung S. 278. „Dergestalt kamen wir an diesem Ort zusammen, allwo das Gesind das Werg abzuspinnen pflegt. Weil es nun ohnedem der Gebrauch war, daß einer nach dem anderen ein Märlein oder andere Geschichte erzählen mußten . . ." Es läßt sich leicht denken, daß mannigfaltige Verknüpfungen der aventiuren desselben Sagenkreises zu kleineren oder größeren Ganzen zustande kamen, die alle ihre Berechtigung haben. Das zweite hier abgedruckte Märchen hat nur die Überschrift: „Ein anderes Stückchen" erhalten. Die Helden desselben finden sich bis auf einen, den Horcher, in 71 der Sammlung „Sechse kommen durch die Welt". „Aus Zwehren" heißt es in den Anmerkungen. „Eine paderbörnische Erzählung stimmt fast ganz genau damit, aus ihr ist die Beschreibung des Läufers, in der hessischen hat er eine Kanone ans Bein gebunden, um nicht zu schnell zu sein. In der Paderbörnischen ist noch ein Horcher, der wenn er das zugestopfte Ohr öffnet, hören kann, wie die Todten unter der Erde singen". Solcher Kunstfertigkeit kann sich der Horcher in unserem Märchen nicht rühmen. Die Probe, die er hier vor seiner Aufnahme in die abenteuerliche Gesellschaft ablegt, steht in engster Beziehung zu der gleichfalls abweichenden Einleitung der Erzählung und ist mit echt volkstümlichem Humor gewürzt. Die Abweichung in der Beschreibung des Läufers ist von geringem Belange. Um so bedeutsamer ist die, allerdings sehr kurze, Erzählung von einem zweiten Wettlauf, in der dem Horcher eine wichtige Rolle zufällt, während es sonst für ihn nichts zu thun gibt, und der Schütze seine Kunst nunmehr an einem Zauberringe beweist. Was er in der Paderborner Erzählung, worauf in den Anmerkungen zur Sammlung hingewiesen wird, für seinen Gefolgsherrn leistet, wird nicht erwähnt. Wenn man nun behaupten wollte, daß die Veranstaltung des zweiten Wettlaufes nicht begründet erscheint, so wäre zu antworten, daß Abschnitten der großen Nationalepen derselbe Fehler anhaftet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1. Vom daumdicken Männchen.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten gar keine Kinder. Tag und Nacht beteten sie darum: „Und wär es auch nur einen Daumen dick", seufzte die Frau zu Gott, „dann will ich noch zufrieden sein". Und sie bekam einen kleinen Jungen; er war nur einen Daumen dick. Das daumdicke Männchen hatte nicht viel zu wachsen, es blieb so klein, wie es war; aber es war voller Leben und Bewegung. Wie kleine Jungen es machen, kletterte es allerwegen herum, an Bitzbohnenstangen, an Hecken und Büschen und an den dünnsten Zweigen. Auch am Hagedorne turnte es herum, rutschte herauf und herunter. Infolge des Herabrutschens ist es gekommen, daß die Dornen dieses Strauches abwärts stehen; früher standen sie aufwärts.

Bald nahm der Vater den Kleinen überall mit hin; denn so klein das Kind war, Vater und Mutter liebten es über alles. Es mußte mit in den Wald fahren, mit ins Feld ziehen. Wenn sein Vater pflügte, setzte er es ins Ohr des Pferdes. Hot — Ha! Hü! Burr! tönte es dann aus diesem Schlupfwinkel, und kein Mensch wußte, woher die Stimme kam. Das Pferd aber folgte aufs genauste diesem geheimnisvollen Befehle. Einst kam ein fremder Mann vorbei: „Was für ein wunderbares Tier habt ihr da", sagte er zu dem Bauer, „könnt ihr mir's nicht verkaufen?" Er hatte sich das Benehmen des Pferdes, das sich selbst zu kommandieren schien, eine Zeit lang angesehen und bot den höchsten Preis. Das Tier wurde ihm zugeschlagen. Aber das daumdicke Männlein hatte den Handel gehört. Erschrocken war es aus dem Pferdeohre gekrochen und in den nebenstehenden Kappes gesprungen. Der Handelsmann zog ab, und vergebens wartete er auf das geheimnisvolle Kommandowort — er mußte selbst befehlen.

Das daumdicke Männchen hatte sich unter einem Kappeskopfe schlafen gelegt. Da kam man, den Kappes abzuhauen; er wurde aufgeladen, nach Hause gefahren und ausgehülset, und der Blätterabfall wurde den Kühen in der Krippe vorgeworfen. Und das Männchen geriet in eine Kuh! Mit den Kappesblättern wurde es verschlungen. Eines Tags sitzt die Magd unter der Kuh und melkt. Was hört sie da?

Strip, strap, strull,
Is de ömer no ni balle vull?

Jedesmal wenn sie die Zitzen strippt und die Milch in den Eimer strullt, hörte sie diese Worte. Ist die Kuh behert? Sie wird geschlachtet und das Fleisch gehackt, wovon Würste gemacht werden sollen. Und auch das daumdicke Männchen kommt auf das Hackebrett. Wie die Hackmesser im Takte niederstoßen, muß es sich winden und drehen, daß es nicht dazwischen gerate. Man hört das ängstliche Rufen:

Hacke hi, hacke do,
Hacke mi ävver ni;
Hacke hi u. s. w.

Es gelingt ihm, den Hackmessern zu entgehen. Da gelangt es nun in eine Wurst. Die Wurst wird gebraten, und in der Pfanne wirds ihm begreiflicher Weise heiß. Es sprüht Feuer und Flammen, es zischt und raschelt über der sengenden Glut. Da bemerkt es die bratende Hausfrau. Sie hascht es und schleudert es auf die „Deele", daß es „quickt". Das daumdicke Männchen ist tot.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. Ein anderes Stückchen.

Es war einmal ein Junge, der sollte studieren, um was zu werden und tüchtig zu verdienen. Da mußte er Latein lernen; aber damit wollte es nicht recht vorwärts. Darum sagten seine Eltern zu ihm: „Ja, liebes Kind, das geht nicht mehr; du hast uns schon so viel gekostet, wir können nicht mehr für dich ausgeben. Geh nur in die Welt und sieh, wie du fertig wirst."

Betrübt zieht er aus dem Elternhause. Da kommt er in einen Wald und sieht einen, der hat um mehrere hohe Buchen ein Seil geschlungen. „Was hast du vor?" fragt jener. „Nun," antwortete der, „ich wollte etwas Holz nach Hause bringen zum Feueranmachen." „Willst Du mit mir gehen?" fragte der in die Welt Wandernde. „O ja". So ziehen die beiden dahin.

Bald begegnen sie einem, der steht da mit der Flinte und hat gerade angelegt. „Was machst du da?" fragt ihn der Wanderbursch. „Zwei Meilen von hier", erwidert der Gefragte, „sitzt eine Fliege; ich wollte sie ins linke Auge treffen und war eben im Begriffe loszudrücken." „Geh mit uns!" fordert jener ihn auf. Er schließt sich an.

Begegnet ihnen einer, der hat den Hut ganz schief auf dem Kopfe. „Wozu das?" wendet sich der Fahrende an ihn. „Ja", so lautet die Antwort, „würde ich den Hut gerade setzen, die ganze Welt würde vor Kälte erstarren." Er wird aufgefordert mitzugehen und geht mit.

Nicht lange darauf sehen sie einen, der hält ein Nasloch zu, und mit dem andern schnaubt er. „Ich wollte", erklärte er auf Befragen, „eine Windmühle im Gange halten. Sie steht einige Meilen von hier, und damit der Wind nicht zu stark werde, darf ich nur aus einem Loche blasen, sonst würde Mühle und Müller in die Luft fliegen." Auch er schließt sich der Gesellschaft an.

Kaum sind sie eine Strecke gegangen, da kommt einer daher gehüpft, ein Bein über den Nacken geschlagen. „Ich darf mich nur auf einem Beine fortbewegen", ist seine Erklärung, als man ihn verwundert fragt. „Mit beiden Füßen hätte ich in ein paar Schritten die ganze Welt durchmessen." Er bedenkt sich nicht lange, als man ihn auffordert mitzusein.

Endlich finden sie noch einen, der am Boden liegend sein Ohr an die Erde hält und lauscht. Gefragt, was er da mache, antwortete er: „Ich höre hier zu, was auf der ganzen Welt gesprochen wird." „Schön, dann horche einmal, was man zu Hause von mir spricht," bittet ihn der aus der Heimat Verwiesene. Und jener legt sich wieder hin und verkündet, man sei froh darüber, ihn los zu sein. „Komm mit uns", sagte ihm der andere, und nicht vergebens. Man wandert, jetzt sieben an der Zahl, in die Welt hinein und kommt nach Konstantinopel, wo der König seine Tochter verheiraten will; wer sie heimführen will, muß einen Wettlauf mit ihr bestehen, und das Mädchen ist gar flink. Der Anführer der Gesellschaft wird mit dem König eins, daß einer seiner Gesellen für ihn laufen soll. Der König ist das zufrieden. Aus einem weit entfernten Brunnen soll ein Eimer Wasser geholt werden, und selbstverständlich muß der mit dem übergeschlagenen Beine es mit der Königstochter aufnehmen. Wie der aber nur einen Schritt thut, ist er gleich soweit voraus, daß er jene gar nicht mehr sieht. Er legt sich nieder, schiebt einen alten Pferdekopf unter sein Haupt und schläft recht gehörig. Inzwischen ist das Mädchen vorübergegangen und schon wieder zurück und nahe an der Stelle, von wo der Lauf begonnen hat. Der Scharfschütze aber merkt die Gefahr; er schießt dem Schläfer sein Kissen unter dem Kopfe weg. Der wacht auf, setzt sich erschreckt in Bewegung und kommt noch eben vor dem Mädchen an. Dem Könige, wie seiner Tochter, war dieser Ausgang höchst unerwünscht. Sie veranstalteten ein abermaliges Wettlaufen. Bevor es aber beginnt, reicht sie dem Läufer einen Ring, der ihm Hand und Fuß lähmt. Doch der Horcher hat den Plan, der zwischen Vater und Tochter besprochen war, vernommen, der Schütze, benachrichtigt, nimmt seine Büchse und zerschießt den Ring, daß er in Stücken vom Finger springt. Da wurde die Wette natürlich zum zweiten Male gewonnen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nun denkt der König auf neue Arglist. Für die Fremdlinge wird ein Gastmahl in einem eisernen Zimmer veranstaltet. Während sie bei Tische sitzen, werden die Thüren verschlossen, und man beginnt fürchterlich zu heizen. Am andern Morgen sieht man zu; man denkt, die Gäste verbrannt zu sehen. Doch weit gefehlt! Der Geselle mit dem schief sitzenden Hute hat diesen etwas gerade gerückt, und solche Kälte hat das Zimmer von Eisen erfüllt, daß die Suppen auf dem Tische gefroren sind.

„Wie werden wir diese Menschen los?" seufzte der König. Er bietet ihnen einen unermeßlichen Sack voll Geld. Alle Schneider des Reiches müssen lange, lange an diesem Sack arbeiten. Alles Gold und Silber, dessen man habhaft werden kann, wird hineingestopft; sechszehn Wagen voll fährt man hinein. Man denkt, daß man diesen Sack wohl stehen lassen werde. Aber der winkt dem Baumausreißer. Dieser hebt den Sack, als wenn es eine Feder wäre, auf die Schulter. Und nun eilen die Fremdlinge fort. Aber der König hat seine Soldaten schon in Bereitschaft. Sie verfolgen die Flüchtlinge und holen sie ein. Da dreht sich der Windmühlentreiber und bläst aus seinen Naslöchern. Da entsteht ein fürchterlicher Wirbelsturm, daß die Soldaten in die Luft fliegen. Ganz erbärmlich hält ein Feldwebel an, er möchte ihn doch wieder herunterkommen lassen, um Weib und Kinder willen. Dem schenkt er das Leben.

Glücklich gelangt nun der Wanderbursch wieder nach Hause.

9) Ein Arzneibuch.

Als ich vor einigen Jahren bei einem Landpfarrer der Paderborner Diöcese auf Besuch war, brachte er eines Tages aus einer Hütte, wohin ihn die Erfüllung seiner Pflicht geführt hatte, ein Buch in Okt. mit, das er mir mit den Worten überreichte: „Wieviel Unheil mag damit schon angerichtet sein!" Auf der inneren Seite des vorderen Deckels steht in unbehülflichen Zügen geschrieben:

1855
1694
161 Jahr alt.

Das Titelblatt fehlt; daß es ein „Arzneibuch" ist, ergibt sich aus der am Schlusse des Textes auf Seite 797 hinzugefügten Bemerkung: „Ende des fünfften und letzten Theils dieses Artzney-Buches" Auf welchem Wege dasselbe in das von allem Verkehr abgeschnittene Dörfchen gekommen, vermag ich nicht zu sagen. Von Zeitangaben finden sich unter anderen: „Des Juden von Stetten Pflaster anno 1556", „Das große Sterben zu Nürnberg 1543", „Pulverlöschung im Bauernkriege". Eine genaue Zeitbestimmung der Entstehung des Buches würde sich aus Angaben bei der Anpreisung eines Mittels ergeben, das sich bei der Herzogin von „Gülich löblicher Gedächtnuß" bewährt, „die einundzwanzig Jahre bei ihrem Herrn löblicher Gedächtnuß unfruchtbar war und durch dieß nachgeschriebene Bad von Stund an einen Sohn empfing und hatte ihrer zween in zweyen Jahren, deren der eine noch lebt und die Lande besessen hat" (S. 423). Der Verfasser bezeichnet Herzog Ulrichen (von Würtemberg) als seinen gnädigen Fürsten und Herrn (356). Der Kreis der Fälle, für die das Buch in zum allergrößten Teile deutschen Recepten Mittel bietet, ist ein sehr weiter: „Ein guter Tranck, wenn sich einer vom Zutrincken erhitzt hat". „Wenn man über Land will ziehen und die Läuß förcht." „Daß einer durch Dampff und Rauch in einer Brunst ohne Schaden kommen kann." „Wenn einem Lieb, darauf Leid kommt, zu Essen wird gegeben". „Für Verzauberung von Unholden" u. s. w. „Wenn ein Mensch von Schrecken eines Gespenst kranck wird oder wann einer bezaubert ist." „Wenn eins ein Ratt benetzt". Es zeigt Mittel an, um „Wiseln oder andere vergiffte Thier auß dem Hauß zu treiben", „den Mägdlein schöne Haar zu ziehen", „gelb Haar zu machen, das dem Haupt gesund ist und stärkt die Gedächtnuß", „schöne Stirnen zu machen und Haar zu vertreiben". Bei einem dieser kos-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

metischen Mittel wird indes die Mahnung beigefügt „daß es viel rathsamer und besser sei, der Gesundheit als der Hoffart zu pflegen". Merkwürdig ist auch der Zweck des „Karfunckelhertzwassers", womit man „in großem Hunger und Mangel der Speiß Haupt- und Pulsadern salben soll, um sich bei Kräften zu halten."

Ein und dasselbe Mittel ist für viele Krankheiten gut. Eine gute Latwerg z. B. für die Pestilenz „dient auch den Kindern für die Würm." Die Herstellung von „Herrn Hanß Ungnaden Salb, die er so hoch lobt und rühmt" erfordert eine so große Menge von Zuthaten aus allen Reichen der Natur, daß der Rat angebracht scheint: „ . . . . mach dir ein Inventarizettel, was du eingethan hast, das merck auff. Damit Du es nicht zweimal darein thust oder vergessest, daß du gar nichts darein thust."

Die Heilmittel werden in den Überschriften gepriesen als ein bewährt Stück, ein edel heilsam Oel, ein köstlich Magenwasser, ein lieblich purgirend Hippocras, ein wunderlich Wasser usw. Zum Schluß fehlt es nicht an einem: es hilft — ist bewährt — du wirst Wunder sehen — so fern noch Atem in dem Menschen ist, stirbt er nicht — ist von Kaysern, Königen, Churfürsten und Fürsten und derselben Leibärzten an Menschen und Vieh probirt worden usw. *) Bescheidener lautet: „Wenn ihm das nicht hilft, so hilft ihm nichts"; orakelhaft: „Das brauch, bis es hilft" oder: „Er bleibt bewahrt, bis er die Stund erreicht, die ihm Gott gesetzt hat." Schlägt das Mittel nicht an, „dann empfiehl ihn Gott."

Die von dem Verfasser bei einzelnen Heilmitteln angeführten Ärzte gehören, soweit ich feststellen und von Anderen in Erfahrung bringen konnte, dem 15., 16. und 17. Jahrhundert an. Von allgemeinerem Interesse dürfte noch folgendes sein. Wie **Marcellus Burdigalensis**, Leibarzt des Kaisers Theodosius des Großen, von Zahnpulvern spricht, deren sich Frauen des Kaiserhauses bedienten: „**hoc dentifricio Octavia Augusti soror usa est — — Augustam constat hoc usam Messalinam, deinde aliorum caesarum matrimonia hoc dentifricio usa sunt** usw. (Kleinere Schriften von Jacob Grimm II. Bd. Über **Marcellus Burdigalensis** S. 119)**), so wird von dem Verfasser unseres Arzneibuches der „Kurfürstin Zahnpulver" erwähnt. Überhaupt tritt die Absicht, die Heilmittel durch Benennung nach hohen Persönlichkeiten zu empfehlen, sehr stark hervor. Um mich auf die Namen fürstlicher Personen zu beschränken, so werden — meist mit unbestimmter Bezeichnung — erwähnt: der Königin grüne Salb — der römischen Königin Bad — Kaiser Karlins Wasser — **Caroli V.** Claret, so Ihre Maj. gar viel gebraucht, den Leib offen zu behalten (vergl. bei **Marcellus: oxyporium, quo Nero utebatur ad digestionem**), — Kaiser Maximilians Pulver — des Königs aus Ungarn Recept — des Königs aus Dänemark Stichpflaster — des Herzogs aus Preußen Salben usw. Dazwischen steht denn auch eine „Bettlersalbe."

Die Beteiligung des weiblichen Geschlechts und insbesondere adeliger Damen an der Ausübung der Heilkunst muß nach der Menge der von ihnen herrührenden Mittel keine geringe gewesen sein; ich erwähne nur der Gräfin von Rheineck „aqua vitae gegen die hohe Krankheit", weil beigefügt ist, daß es auch einem „Papengey geholfen."

Von Personen geistlichen Standes werden nur wenige Heilmittel angeführt, z. B. M. Johansen von Toledo **Canonici Cantuariensis** Kunst, „ein wunderliche schnelle und beharrliche Gedächtnuß zu machen" mit der naiven Schlußbemerkung: „Es bittet aber der Autor diß Medicament, daß man es heimlich halten wolle", und „des Münchs von Landshut Augenwasser." Das „heimliche Stück des Nachrichters von Straßburg" und das Augenwasser, „das Herzog Friedrich von Sachsen von einem Heiden im heiligen Land gelernt hat", versprechen gewiß etwas Außergewöhnliches.

*) Eigentümlich berührt es, wenn einem unsinnigen Recepte eine Art Dankhymnus zur Ehre Gottes folgt, „der alle Dinge gemacht und den seinen mitteilt. Dem allein sey Glory und Ehre in Ewigkeit" u. a. d. Art.

) Nach den hier gemachten Angaben citiere ich den **Marcellus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bei den meisten Mitteln fehlt jede Quellenangabe. Unmittelbare oder mittelbare Entlehnung aus alten Schriftstellern hat unzweifelhaft öfter stattgefunden, als ich nachzuweisen vermag. Drei auf Seite 298 u. 299 angegebene Mittel gegen den Stein stimmen im wesentlichen mit drei Mitteln des **Marcellus**, die bei Grimm unter 65, 68 und 69 aufgeführt sind; im einzelnen fehlt es nicht an Abweichungen. Die Mittel bestehen in einem zu Pulver verbrannten Hasenfelle und dem Blute eines in bestimmter Weise gefütterten Bockes (Kraft des Bocksblutes Plin. 28,9. 37,4. **Augustinus de civitate dei** 21,4 u. a. Anmerk. bei Grimm zu 65, 68.) Der Bock nun soll nach **Marcellus** mit Lorbeer gefüttert werden, nach dem Arzneibuch mit Eppich, Peterling, Steinbrech usw. Während hier das erste der genannten Mittel in zwei Formen vorkommt, ist es bei **Marcellus** umgekehrt. Nach diesem ferner wird die Probe, das Zerschmelzen von Steinen, im Bockblute vorgenommen, nach dem Arzneibuche in dem in Wein gegossenen Pulver. Diese und andere Abweichungen scheinen absichtlich zu sein. Dagegen entspricht dem „**at vero ut eius rei experimentum capias, lapillos fluviales in vesicam mittas, in quo sanguis exceptus fuerit**" u. s. w. des **Marcellus** im Arzneibuche vollständig: „Daß diß wahr sei, so leg ein Steinlein in das Pulver u. s. w."

Durchaus volkstümlich klingen Angaben wie: „Doch sol mans nicht länger darauf liegen lassen, dann bis einer zwey Vater Unser beten möchte", und die Bestimmungen nach Faust, Hand und Finger. Die genaueren Maßbestimmungen sind, der territorialen Zerrissenheit Deutschlands entsprechend, sehr mannigfaltig in Benennungen nach Städten und Ländern. Von dem fachmännisch trockenen Tone, mit dem die Recepte meist beginnen, sticht lebhaft folgender Anfang ab: „Wenn man jagt und Gott gibt Glück, daß man einen Rehbock fähet". Dialektische Verschiedenheiten der Sprache stoßen in Menge auf, bisweilen auf einer Seite; für dieselbe Krankheit werden, in den verschiedenen Recepten abwechselnd, die mannigfaltigsten Namen gebraucht. Das Gesagte wird die bunte Kompilations-Arbeit genugsam gekennzeichnet haben.

Bezüglich der Quantität und Qualität der Medikamente wird unterschieden zwischen „groben" und „zarten" Leuten. Für erstere ist jedenfalls auch folgendes Mittel zum Vertreiben von Warzen bestimmt: „Nach dem schneiden leg gestoßenen Schwebel darauf und zünd ihn an mit einem Wachslichtlein". Bezeichnend für die Armenpflege damaliger Zeit ist folgende Bemerkung: „Eim armen Menschen nimm für die Rhabarbara anderthalb quintl. sauber Mäußkoth." (Vergl. bei **Marcellus** 61 **muscerdae novem tritae**)

Den Schluß dieser allgemeinen Besprechung soll folgendes Citat bilden, eine Ermahnung an die Wundärzte, die den vierten Teil einleitet. „Es soll sich der Wund-Artzt nicht allein hüten vor Trunckenheit und Gemeinschaft der heillosen unreinen Weibern, sondern auch vor dem, wann er binden will, daß er weder Zwiebel noch Erbis esse. Er soll auch nicht einen jeden, der daher kommt, in die Wunden oder Schäden sehen lassen."

Krankheiten tragen sehr oft die Namen von Tieren, und es wird z. B. gesagt: „Der (Herz-)Wurm förcht nichts so sehr als den Rettich" (245). Schmerzen im Ohr werden von einem „Ohrholl" verursacht, der getötet oder herausgeholt werden muß.

Eine besondere Art der Pest *) wird in dem Arzneibuche „Blindschleich" genannt. „Zu unzeitigen Pestilenzen, die man Blindschleich nennt" (583). Grimm, der in der Mythologie über die Benennung von Krankheiten nach Tieren einzelnes bringt, hat jenen Namen nicht; die Erklärung desselben ergibt sich aber sogleich aus folgenden Angaben bei ihm: „Augustinus **de verbi apostol.** 168 stellt die Pest als umschleichende Frau dar, welche sich mit Geld abfinden läßt. (Myth. 990)" „Neugriechen denken sich

*) Als vor einigen Jahren hier die Influenza mit Heftigkeit auftrat, wurde dieselbe vom Volke „Schelmerigge" genannt. Es ist das alth. **scelmo**-Pest.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Pest als blinde Frau, welche die Städte von Haus zu Haus durchwandert, alles was sie berühren kann, tötend." (Myth. 991). Der Name Blindschleich vereinigt also in sich die Bezeichnung zweier Eigenschaften, die den Dämonen der Pest zukommen. Als Mittel gegen Pest und andere ansteckenden Krankheiten findet sich in einer geschriebenen Sammlung von Heilmitteln folgendes angegeben: „Schneide zwei lebendige Schleichen (= Blindschleichen) auf und binde dieselben ohne Verzug auf die Fußsohlen, wiederhole dieses Mittel täglich, so bauft du ganz sicher der Ansteckung vor."

Folgende Vorsichtsmaßregel wird beim Besuche eines Pestkranken angeordnet: „So einer zu einem solchen Krancken gehen will, soll er ein Kübel voll frisches Wassers nehmen und dem Krancken zun Füßen setzen, auch bey einem Feuer wohl erwarmen, wann er von dem Krancken gehen will." (Arzneibuch 564).

Das letztere erklärt sich aus der dem Feuer beigelegten reinigenden und heilenden Kraft. Wenn in eben demselben Recept angegeben wird, daß der Kranke, so lang es ihm möglich ist, an einem Feuer von Eichenholz sitzen soll, so muß man sich daran erinnern, daß die Verwendung dieses Holzes zur Erzeugung des Notfeuers gefordert wird (Myth. S. 502 u. fgd.). Gewisse Salben müssen über Feuer von bestimmtem Holze erwärmt werden, z. B. eine Materie gegen Fäulnis der Zähne in einem dreifüßigen Hafen über einem Feuer von „lindnen oder ehrlin Holtz" (123). Beim Notfeuer wurden bisweilen Äste von neunerlei Holz verbrannt. Die Verwendung von wohlgebranntem Ofenleim aus einem Backofen unten von dem Herd (71 und ähnlich an anderen Stellen) von alten gebackenen Steinen aus einem Backofen, von „Zundelstein aus einer Schmidten, da es nie auf geregnet" (708) scheint Überrest eines von der Kirche ausdrücklich verpönten Aberglaubens zu sein."*)

Was nun das Setzen des Kübels frischen Wassers vor die Füße des Kranken betrifft, so erklärt sich dies aus folgendem: „Gleich anderen Übeln schienen sie (die Krankheiten) durch Götter, Geister und Zauberer verhängt und verursacht, ja selbst lebendige feindselige Wesen geworden (Myth. 971)." Einen gespensterhaften Charakter trug in der Vorstellung des Volkes insbesondere die Pest. (Myth. 988 u. fgd.) Nun wird aber gespensterischen Wesen durch Wasser Halt geboten, wie die folgenden Erzählungen zeigen; sie sind so wiedergegeben, wie ich sie in schriftlichen Mitteilungen aus Dörfern vor mir habe:

1) An Orten, wo es spuken soll, soll der Geist dem einsamen Wanderer „opgehakelt" sein. Dieses soll dauern, bis er den nächsten Bach überschreitet.

2) Zwei Männer gehen gegen Mitternacht durch eine Schlucht ihrer Heimat zu. Plötzlich verspürt der eine auf seinen Schultern eine schwere Last und erblickt zu seinem Entsetzen einen großen Mann, der sich von ihm tragen läßt. Der andere meint in seinem Übermute, den könnten sie wohl beide tragen, was denn auch geschieht. Die Wanderer gehen nun, obwohl des Weges ganz kundig, bis sie endlich am Morgen, weit von ihrem Ziele entfernt, an einem Bache plötzlich von ihrer Last befreit werden.

Zur Erklärung füge ich bei, daß die Krankheit den Menschen anfällt, überfällt usw. (Mythol. 965). Die Krankheit „will an einen" heißt es mehrmals im Arzneibuche. Sie wird aber auch vom Menschen weiter getragen, übertragen, verschleppt. Über die Beförderung der Pest auf Pferd und Wagen und den Schultern von Menschen ist nachzusehen Mythol. 922 und fgd.

Der Glaube, daß durch Wasser Dämonen aufgehalten werden, liegt auch Formeln zur Besprechung von Krankheiten, die eben als Dämonen angesehen werden, zu Grunde.

*) Mulier si qua filium suum ponit supra tectum aut in fornacem pro sanitate febrium unum annum poeniteat. (Aus Burchard von Worms Sammlung der Dekrete, angeführt in der Myth. III. 406).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einem Rindvieh die Hansche (Hensche, Heensche) zu vertreiben. „Man sagt folgenden Spruch dreimal, indem man jedesmal über das Thier streicht, zwischen den Hörnern anfangend bis auf den Schwanz:

Die Hänsche und der Drache
Die gingen über die Bache,
Die Hänsche ertrank,
Der Drache verschwand."

Vgl. Grimm Mythol. 1115, wo aber der Name Hünsche lautet = hûnisc erklärt. (Kuhn, Sagen usw. II. No. 600).

Gegen Fiebeln — und zwar, wie es scheint, zur Verhütung derselben — soll folgende Formel dienen: „Unser Herrgott und der Teufel gingen wandern. Sie kamen an ein Wasser. Unser Herrgott ging dadurch, und der Teufel mußte bleiben stehen dafür. Also sollen die Fiebeln bleiben stehen, bis der Teufel kann durch Wasser gehen. Im Namen usw. 3 × (Kreuzweise begriffen hinter den Ohren)." (Schriftliche Mitteilung). Mit dem Stellen eines Kübels Wasser vor die Füße des Pestkranken ist daher wohl beabsichtigt, das Weitergehen der Krankheit zu hemmen.

Da der Esel sich durch seine starke Stimme auszeichnet, so ist der Genuß von Eselblut ein Heilmittel zur Wiedererlangung der Stimme, wenn sie durch den Schlag verloren gegangen, und zwar muß es von den auffällig stark entwickelten Ohren des Tieres genommen werden (50). Es bedarf der Erklärung nicht, weshalb ein (schwarzer) Katzenkopf „zerrissen und gehackt" (91), Schmalz von einer Nachteule (96), dürrer Falkenschweiß (97) als Augenarznei dienen, gefeiltes Pulver von einem „wilden Eberszahn" gegen Seitenstechen (159), Rötelstein und die Wurzel der roten Klapperrosen zur Stillung des Blutes (612 u. 614), Froschlaich für „kalt Gesücht" (368), Hasenhirn gegen Zittern an Händen und Füßen (368), gewisse Teile desselben Tieres gegen Unfruchtbarkeit*) (418), gegen „gehlinge Zustände von Zorn, Unmut" u. s. w. Hirnschalen von einem Hirsch, der in der Brunst gefangen (754), zum Ausziehen von Pfeilen die Wurzeln von Rohren, die in den Teichen wachsen (601) u. a. — Ente und Wolf sind wegen ihrer Gefräßigkeit bekannt. Daher: „Nimm (für einen bösen Magen) einen Antrechtsmagen mit allem, was darin ist und stoß zu Pulver und iß morgens nüchtern" (205) und für „Grimmen und Leibweh" „Trinck durch einen großen Wolffsdarm, der gedörrt ist" (222). „Leg ein Wolffsfuß auf den Nabel, daß er darauf erwärmt. Wolffskoth ist noch besser (227)". Hiermit ist zu vergleichen bei Marcellus: „Ad coli dolorem requires fimum lupi" u. s. w. (Grimm 81).

Dem Gelbsüchtigen hilft es schon, wenn er aus einem wächsernen Becher trinkt, „darin etliche gantze Saffranblümlein eingewirkt seien", (274) „in dessen Grund ein Rabendukate liegt", heißt es in den Nachträgen zur Myth. 344. Unter den Mitteln gegen die Gelbsucht (aurugo) darf selbstverständlich Tausendgüldenkraut nicht fehlen.

Weshalb Elfenbein und Hirschgehirn gegen diese Krankheit (272) verwandt wurden, erklärt sich daraus, daß sie von der Galle herrührt, Elephant und Hirsch aber zu den Tieren zählen, die wenig Galle haben. „Alle Thier, welche wenig Gall haben, wie der Hirsch, Elephant und Kamelthier, leben . . . . lang u. s. w. (Grimm'sches Wörterbuch u. Galle).

Ein beliebtes Heilverfahren bestand darin, durch aufgelegte Tiere den Krankheitsstoff herausziehen zu lassen. Auch bei der Gelbsucht fand es Anwendung. „Nimm eine junge Tauben auß dem Nest, die noch nicht gar flügk ist, leg sie dem Krancken vornen auf die Brust, laß ein Stund oder vier liegen, bis sie stirbt. Oder wilt du sie nicht

*) Unerklärlich ist mir folgendes zu gleichem Zwecke angegebene Mittel daselbst: „Nimm den Schaum, den der Hase um das Maul hat, wann er Pappeln nagt usw. Marcellus empfiehlt den Schaum vom Maule eines Maultieres als „ad suspiriosos remedium salutare; homo statim sanabitur sed mula morietur." (Grimm Marc. 45). Hier liegt eine Beziehung vor zwischen der Krankheit und dem Mittel, dem Schaum, der dem keuchenden Tiere vor das Maul tritt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gern auf ihm sterben lassen, so thu sie zeitlicher hinweg und leg eine andere über, so nehmen sie die Gelbsucht hinweg" (274). Die Taube ist zu diesem Zwecke deshalb gewählt, weil sie angeblich ohne Galle ist. Bekanntlich nennt Walter von der Vogelweide Irene von Griechenland eine tûbe sunder gallen.

Die in bezeichneter Weise benutzten Tiere, in welche nunmehr die Krankheit übergegangen ist, müssen sorgfältig beseitigt werden. Der Hahn, der an der Brust gerupft und so mit bloßer Haut auf die Pestbeulen gelegt, das Gift derselben in sich aufgenommen hat, soll vergraben werden (580).

Die gleiche Eigenschaft, den Krankheitsstoff an sich zu ziehen, wurde Pflanzen beigemessen, und diese mußten nach dem Gebrauche ebenfalls beseitigt werden. „Nimm Wegwart-Wurts u. s. w., schneid sie zu Stücken und nehe sie auff ein Tüchlein oder Leder, trags am Hals . . . und wann es sich von den Wurtzeln gebessert hat, soll man sie verbrennen." (Für Fell in den Augen 91). „Grab spitzige Wegerichwurz, es sey wann es wollte: Hencke sie an Hals daß sie herab hange bis auff das Hertzgrüblein und laß sie zehen Tag also hangen. Und merck auff welche Stund du sie anhängest, auf dieselbe Stund thu sie wieder herab und wirff sie in ein fließend Wasser, damit kein Mensch darüber gehe". (Für das Fieber 532). Hiermit ist zu vergleichen: „Legt man das Hemdlein eines Kindes, worin es die schwere Not erlitten, auf den Kreuzweg, so wird die Sucht auf den übertragen, der über den Weg geht, reitet oder fährt". (Nachtrag zur Myth. 344). Das Werfen in fließendes Wasser wird in vielen abergläubischen Mitteln empfohlen: „Nimm den Apfel eines jungen Apfelbaumes, der das erste Mal trägt, bestreiche das Muttermal dreimal und denke recht lebhaft beim ersten Strich: Im Namen u s. w. . . . . Amen. Gehe dann ohne ein Wort zu reden an eine Brücke und wirf den Apfel ohne dich umzusehen über die Achsel ins Wasser und gehe wieder stillschweigend dahin, von wo du ausgegangen bist. Dies Mittel muß jedoch bei abnehmendem Monde angewandt werden". (Zur Vertreibung der Muttermale. Aus einer Handschrift.) „Gegen den Ansprang (eine Art Röte) des Kindes hole man ein Stück Holz aus dem Mühlrad, zünde es an und räuchere damit die Windeln; das Kind wasche man dann mit Wasser, das vom Mühlrad abspringt, was vom Holz übrig bleibt, ist in fließendes Wasser zu werfen". Nachträge zur Mythol. unter „Aberglaube" 766).

Noch anderen Dingen, wie ich hier einfügen will, die mit der Mühle in Beziehung stehen, wird besondere Kraft beigemessen. Das Eselsblut, womit die infolge des Schlages verloren gegangene Sprache zurückgegeben werden soll, muß von einem Mülleresel sein (50), während an einer anderen Stelle die Rede ist von „Schmalz aus eines Esels Ohr, es sey für ein Esel, was es wolle" (63); bei Beinbruch wird Schwilm aus der Mühle (666), bei Geschwüren sauberer Mühlstaub (750) gebraucht.

Es ist alter Glaube, daß gewisse Heilmittel nur dann ihre Kraft bewähren können, wenn sie die Erde nicht berührt haben. „Pueri qui primus ceciderit dens ut terram non attingat" etc. (Plin. 28,4). Andere Stellen aus Plin. sind angeführt Myth. 1001. „Lupi stercus dummodo non in terra inventum sed supra fustem aut supra astulas etc. Marcell. bei Grimm 79.) „Ea radix postea quam eruta est, terram non debet adtingere" (Ebendas. 77). „Ovis agnum quem primum pariet, manu excipies, ita ut terram non tangat" etc. (Ebendas. 86, gegen Kolik). Aus dem Arzneibuche ist anzuführen: „Nimm von einem braunen und schwartzen Pferd, das am Futter stehet, Roßzirch so groß als ein Ei und auffgefangen, ehe dann es auf die Streu fällt" usw. (215, für Grimmen und Leibweh); ähnlich: „Nimm Roßzirch von einem braunen Pferd, hebe ihn auf, ehe er auf die Strömim fällt." (158, für das Stechen).

Demselben Kreise der Vorschriften gehören folgende an: „Nimm Wolffslebern, die in einer Stube gedöret sey, doch daß sie keine Wand berührt habe". (202). „ . . . . seuds in einem neuen wohl erbrüheten Hafen, der so groß sei, daß das Säcklein nirgends anstoße". (328). „Hencks an ein Haar in ein Bierglas, daß sie (die Ruppenleber) nirgends anrühre". (94).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Fallsucht*) erfordert außerordentliche Mittel: das ganze Herz eines Wolfes (31), die Leber von einem jungen Hunde genommen am „neundten Tage, so er anfangen will zu sehen, für ein Mann von einem Rüdlein, für ein Weibsperson von einer Hündin" (31), das mittelste Beinlein oder Kläulein von den vorderen Füßen eines Hasen (31), das Fell einer Frau, die am ersten einen Sohn gebiert (31), gepülvert Milz, so die Füllen auf der Zungen haben (32), junge Schwalben mit Federn und allem verbrannt (34).**) „Wenn einem Menschen die Kranckheit ankommt, soll man ihn mit einem Luchsklauen an die Stirnen kratzen, daß er schweißt. Von dem rechten Fuß des Luchs hält man für besser. Sie seynd auch gut eingefaßt und angehenckt. Item daß man durch die Rohr von einem Luchsfuß Lindenblüht oder Cardobenedictenwasser zu trinken gibt." (35)." Nimm von einem Wolff das rechte Aug, von einer Wölffin das linke, laß dürr werden, hencks dem Krancken an Halß usw. Brauch dem Mann das rechte, dem Weib das lincke Aug" (36) „Wo du Holder und Weidenbaum ineinander gewachsen findest, daraus mach ein Creutz, hencks an Halß" .... (36). „Die Wurtzel der weißen Gichtrosen grab wann die Sonn im Löwen und der Mond neu ist, an einem Sonntag, wann die Sonn aufgeht, die Hand muß mit einem Tüchlein verdeckt seyn.***) Die Wurtzel dörre an Lufft, fasse sie in Gold und trags an blossen Halß (36)".

Dem Geheimnis, das den Mistel umgab, entspricht es, daß er gerade gegen die Fallsucht verwandt wurde: „Nimm Häsleinmistel drey Quintlein, Eichenmistel, Bierbäumenmistlein jedes ein Quintlein usw., henck ihm auch ein Gäblein von Eichenmisteln an Halß (30).

Unter diesen Heilmitteln fehlen natürlich die Johanniskohlen nicht, mit denen vielfacher Aberglaube getrieben wurde. „An vielen Orten (Frankreichs) schleppt man von den ausgeglühten Bränden und Kohlen (der Johannisfeuer) mit nach Hause: es sollen heilsame, ja zauberhafte Wirkungen davon abhängen. Während die Jugend (in Poitou) tanzt und singt, legen sich die Greise von der Kohle in ihre Holzschuhe als Schutzmittel gegen unzählige Uebel." (Myth. 517). Hier ist wenigstens der Ursprung der Kohlen ein natürlicher; aber auch dieser wird ins Übernatürliche entrückt: „Auff St. Johannes-Abend Morgens ehe die Sonne aufgehet, so findet man unter dem rothen Beyfuß Kohlen liegen; die nimm und heb sie auff. Wann dann einer die groß Kranckheit hat, so nehm sie, zerrühr sie und gib sie ihm ein mit Wein, und die andere henck ihm an Halß. Und sol er daran nicht sterben, so wird er gewißlich gesund. Meine Frau Mutter hats probirt an einem Weib und Kind und hat ihnen beyden zwo Kohlen geschickt und das Weib hat sie alle beyd entzwey geschnitten und hats ihr vor, und hernach ihrem Kinde eingeben und hat sie geholffen. Haec Wilhelm Landgraf zu Hessen manu propria" (Arzneib. 36). (Vgl. Panzer, Beitr. I, 249).

---

*) Außer fallende Sucht, der und die fallende Siechtag, das Hinfallend, das hinfallend Wehe finden sich im Arzneibuch folgende Namen: schwere, große, hohe Kranckheit, das Fraischlich. Diese wechseln in dem Abschnitte: „Für die fallende Sucht" in den Überschriften; dazwischen kommen noch vor die Arbeit, das Gicht, Vergicht, Darmgicht.

**) Hat ein Kind das Gefrais, so schwindet es, wenn man ein Schwalbennest unter sein Kopfkissen legt (Nachträge u. Aberglaube 722).

***) Über die feierliche Weise, in der die heilkräftigen Pflanzen gegraben und gebrochen werden mußten, bringt die Myth. S. 1000 u. fgd. manche Angaben, besonders aus Plinius, und bemerkt: „Dergleichen Angaben vermag ich freilich aus unserer einheimischen armen und abgeblaßten Überlieferung wenig gegenüber zu stellen". (Myth. 1002) Aus dem Arzneibuche hätte ich noch anzuführen: „Den nechsten Tag vor St. Jacobus Tag zwischen eilff und zwölff Uhren zu Mittag nüchtern grab Wegewartwurtz usw. (608).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf